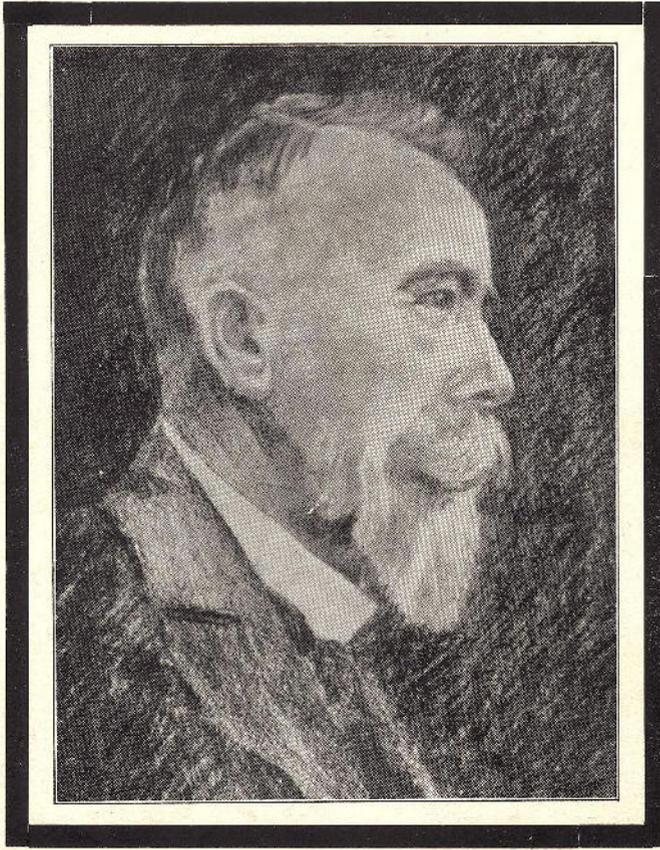
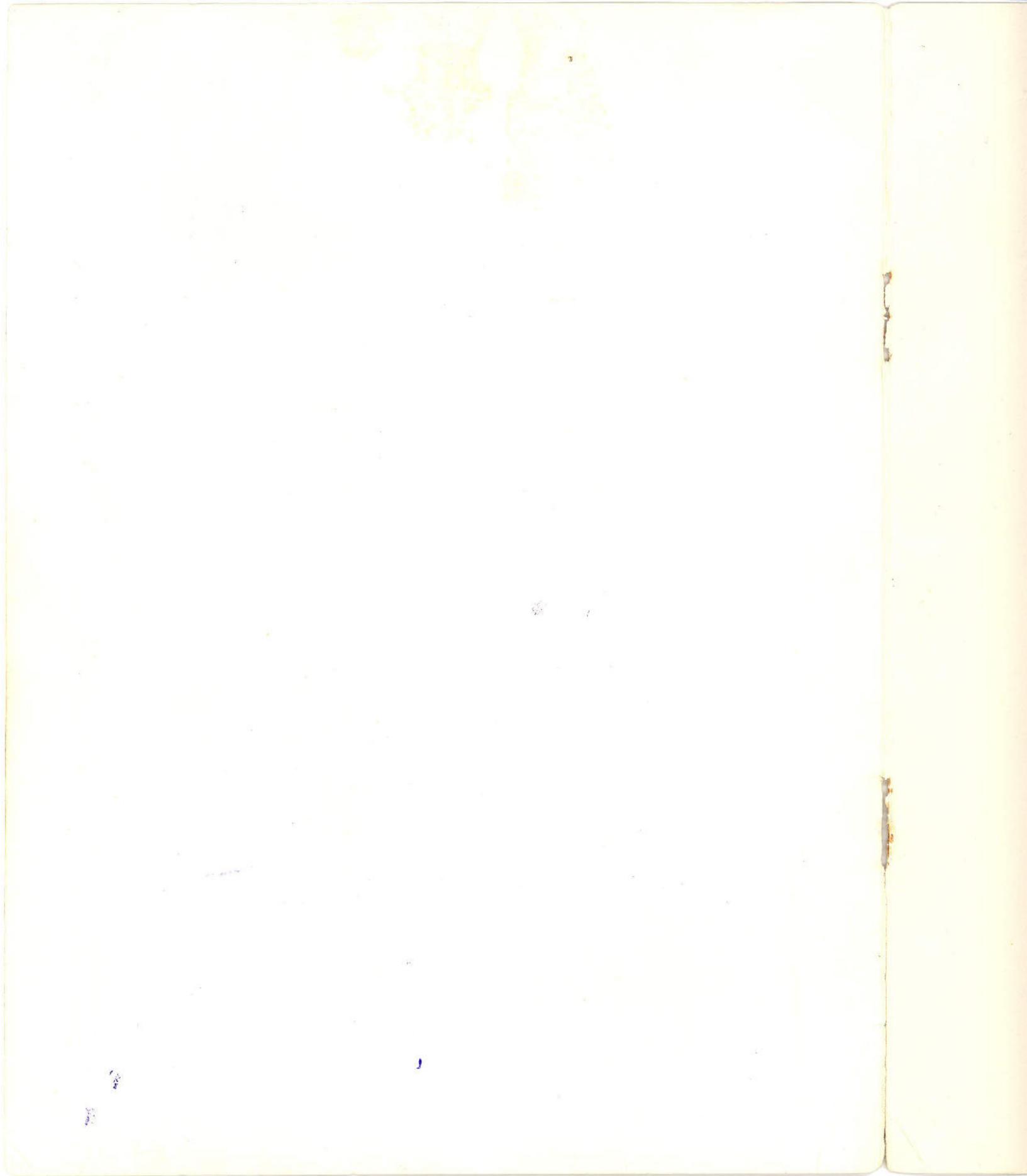


# IN MEMORIAM



Oberstudiendirektor Dr. Max Hasenclever  
1875 — 1935



Life is real! Life is earnest!  
And the grave is not its goal;  
"Dust thou art, to dust returnest!"  
Was not spoken of the soul.

(Longfellow, A Psalm of Life)

Leben, das heißt Ernst und Wirklichkeit,  
Und das Grab ist nicht sein Ende;  
„Staub bist Du, Du wirst zu Staube“,  
Heißt es nimmer von der Seele.

In diesen Worten des amerikanischen Dichters liegt das Bekenntnis des Mannes, den am 1. April 1935 seine Angehörigen, seine Amtsgenossen, Schüler und Freunde zu Grabe geleiteten. Den Wunsch zahlreicher Freunde nach einer den Augenblick überdauernden Würdigung des Entschlafenen erfüllt im Auftrage des Lehrerkollegiums der Unterzeichnete mit dieser kleinen Schrift, die einen Einblick in das Werden, Wesen und Wirken unsers Direktors zu geben versucht. Bei der Darstellung seiner Entwicklung bis zum Amtsantritt in Schwelm hat Frä. Edeltrut Hasenclever, die Tochter des Entschlafenen, mitgearbeitet, wofür ihr Dank gebührt. Das die Außenseite zierende Bild des Verewigten schuf W. Cremer-Schwelm.

Dr. Böhmer.

es mit Goethe, wenn er sagt: „Es ist besser auf eigenem Wege irre zu gehen, als auf fremdem Wege recht wandeln.“ Für meinen Weg bin ich verantwortlich, für den fremden ist es der, der ihn vorgezeichnet hat. Und nichts scheint mir gefährlicher und wahrer Bildung schädlicher, als einem die Verantwortung für sein Tun abzunehmen. . . Mit der Bevormundung wird das Verantwortlichkeitsgefühl erstickt. Ich wünsche und hoffe, daß hier jeder so arbeitet, daß er das Gefühl hat, er stehe an seiner, nicht an meiner Schule. . . Ich bin weit davon entfernt, an die alleinigmachende Kraft irgend einer Methode zu glauben, und ich werde meine Art niemandem aufdrängen. . . An dieser Anstalt soll jeder, soweit es an mir liegt, seine Ellbogenfreiheit haben, damit er sich wirklich für das Wohl dieser Schule mitverantwortlich fühlen kann. . . Freilich, eine Hauptrichtung muß herrschen, und ich müßte mich für mein Amt sehr wenig eignen, wenn ich diese Grundrichtung nicht angeben könnte oder möchte.“

Eine Fülle von Arbeit wurde nun auf die Schultern des jungen, 35jährigen Direktors gelegt. Die Stadt baute in der Nähe des Göklinghofes in schönster landschaftlicher Umgebung ein neues Schulgebäude; da war mancher Wunsch der Schule zu vertreten. Aber er hatte auch die Freude, daß dank der großen Hochachtung, die man in der Bürgererschaft und in der Stadtverwaltung vor dem geistig bedeutenden Manne hatte, ein im Westen des Reiches einzig dastehendes Schulhaus entstand. Am 18. Oktober 1912 wurde das Gebäude geweiht. In seiner Weiheredede beschäftigte sich der Direktor mit dem Schillerwort, das er für das große Aulafenster ausgesucht hatte: Der Mensch ist nur der ganze Mensch, wo er spielt.

„Ein sonderbares Wort, nicht wahr? Nicht auf den ersten Blick verständlich. Ist es wirklich geeignet, das wahre Wesen der Schule anzudeuten? Nicht für jeden. Aber wer sich als Kulturmann jener Zeit erinnert, in der er nur Kind war, in der er spielte und spielend göttliche Funktionen übte, den Stein belebte, jede armselige Scherbe kraft des eigenen Willens in einen Palast verwandelte, der muß ein Heimweh, eine Sehnsucht nach diesem Zustande empfinden, nach diesem Traumlande, wo jener Riß nicht bestand, der schließlich unser ganzes Unglück ausmacht, jener von jedem Strebenden so tief empfundene Widerspruch zwischen Sollen und Vollbringen.“

Wie glücklich ist das Kind, dessen Handeln von diesem Widerspruch nicht gelähmt wird, das mit ganzem Herzen bei der Sache ist, mit einem heiligen Ernste. Wähten wir nicht auch so arbeiten, so ganz Mensch sein? Das bloß natürliche Geschöpf verfolgt sein Ziel so sicher, auf so geradem Wege, ohne rechts oder links abzubiegen. Ist nicht die Freiheit unseres Handelns ein schlimmes Geschenk, das all die nagenden Zweifel, die Unsicherheit unseres Tuns, so manche Irrwege verhiludet? Ist

Zweifel dem Herzen nahe, so muß es der Seele jener werden, jana schon der tieffinnige Wolfram von Eschenbach. Solange wir wie die Kinder Natur waren, Natur lebten, wußten wir nichts von diesen Zweifeln, von diesem Widerspruch zwischen Sollen und Vollbringen.

Nun, diesen Riß, diesen Widerspruch erst recht fühlbar zu machen und dann den Weg zu zeigen, ihn zu überwinden, um in dieser Ueberwindung echtes Menschenglück, oder, um mit Schiller zu reden, göttliche Lust zu empfinden: das ist die höchste Aufgabe der Schule, wenn anders sie sich das Ziel setzt, Menschen zu bilden.“

In der Feier am Abend bezeichnete daher einer der Tafelredner den Direktor Hajenclever als den philosophischen in der Reihe der Direktoren, und diese Kennzeichnung war richtig.

Die Oberklassen waren bei der kurz vorher zur Vollenstalt ausgebauten Schule noch sehr schwach besetzt, aber nun wuchs die Schülerzahl außerordentlich schnell. Auch das Kollegium vergrößerte sich entsprechend. Der Direktor war dem Kollegium ein echter Führer, der die Entwicklung und die Arbeit jedes Mitgliedes in seine eigene Hand legte, der sich auch vor den angearteten Amtsgenossen stellte, wofür ihm das Kollegium wieder dankte, indem es auch schützend vor seinen Führer trat.

In Bezug auf die Lehrmethode hat der Direktor sich nie auf eine einzelne festgelegt, er war selbst stets ein Suchender auf dem weiten Gebiete der pädagogischen Kunst. Es gibt kaum ein Werk von Bedeutung auf diesem Gebiete, das er nicht studiert, keine pädagogische Richtung, mit der er sich nicht ernsthaft auseinandergesetzt hätte. Dieser Umstand machte ihn besonders für die Ausbildung des philologischen Nachwuchses geeignet. Der Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung ernannte ihn daher wiederholt zum Mitglied des Pädagogischen Prüfungsamtes der Provinz Westfalen. Gleichzeitig übertrug ihm das Provinzial-Schulkollegium in Münster i. W. schon vor dem Kriege die Leitung eines Seminars zur Ausbildung von Referendaren. In den alljährlich stattfindenden Versammlungen der Direktoren der Provinz hat er auch oft das Wort ergriffen, und für die 30. Direktorenkonferenz, die vom 9. bis 12. Juni 1929 in Soest stattfand, wurde ihm das Referat übertragen über das von der Regierung zur Verhandlung gestellte Thema: Die Zugehörigkeit von Schülern zu Vereinen und ihre Wirkung auf das Schulleben. Er behandelte das Thema in freier Rede und schlug die Zuhörerschaft derart in den Bann, daß sie ihm für die inhaltlich wie rednerisch einen Genuß bildenden Ausführungen mit spontanen Beifallsbezeugungen dankte.

Auch die englische Sprache und ihre Literatur besaß seine Liebe, und bis in die letzte Zeit unterrichtete er eine oder zwei Klassen in diesem Fach. In den Oberklassen kam es ihm auch darauf an, moderne Probleme und Fragen der

Weltanschauung zur Sprache zu bringen; so fand er für die Spannung zwischen den Generationen, das Vater-Sohn-Motiv, die dichterische Gestaltung in Shakespeares King Lear. Der englischen Arbeiterdichtung öffnete er den Weg in die Schule durch die bei Diesterweg in Frankfurt herausgekommene Sammlung „Modern English Poetry“. Ihre Auswertung erfuhr dann diese Sammlung in dem 1932 bei Velhagen & Klasing herausgegebenen Werk „Die soziale Frage im englischen Schrifttum“. Einen größeren Ausschnitt aus der englischen Literatur behandelte er in „Englische Dichtung von Spenser bis Swinburne“, Diesterweg, Frankfurt, 1926, in welcher Arbeit er neben Proben der einzelnen Dichter auch einen literargeschichtlichen Abriss gab, der in ganz vorzüglichem Englisch abgefaßt ist. Einen Weg zu der schwierigen Behandlung einer grammatischen Erscheinung wies er in der bei Westermann in Braunschweig erschienenen Schrift „Das Gerundium im englischen Unterricht der O II eines Reformrealgymnasiums“. Daß neben der Einführung in die Kultur des fremden Volkes auch ein hoher Grad von Sprechfertigkeit Hauptziel des fremdsprachlichen Unterrichts war, bedarf nur der Erwähnung. Die Abiturientenprüfungen legten ein glänzendes Zeugnis für die Lehrtätigkeit des Direktors im Englischen ab.

Seit seinem Genesungsurlaub in der französischen Schweiz schätzte Direktor Hajenclever auch die französische Sprache um ihres logischen Aufbaus und ihrer formalen Eleganz willen. Von seinem tiefen Eindringen in den Geist dieser Sprache und seiner Fähigkeit, auch jüngeren Schülern die Feinheiten derselben nahe zu bringen, zeugt die noch der Haaner Zeit angehörige Programmabhandlung „Wie ich in meinen Quartanern das Verständnis für den Subjonctif weckte“.

Im Anfange seiner Schwelmer Tätigkeit hat Direktor Hajenclever auch gern eine Prima im Deutschen geführt, und die Schüler sind dem Unterricht eifrig gefolgt. Goethe, seine Lyrik und seine Iphigeneie, um ihres tiefen Gedankenreichtums willen, dazu — bei dem Freund der Blumen und des Waldes selbstverständlich — die Romantik, vor allem Eichendorff, dann Geibel, Arndt, Storm, und von den Modernen Rainer Maria Rilke waren seine Lieblinge. Auch hier kam es ihm zunächst darauf an, die weltanschauliche Entwicklung der jungen Menschen zu fördern. Mancher wird sich noch erinnern, wie er das Freundespaar aus der Iphigeneie, Dreist und Pylades, in den Mittelpunkt stellte und echt-jugendliche, weltumfassende Sehnsucht „nach Lebensfreude und großer Tat“ aufleuchten ließ. Oder wenn er im Anschluß an Storms Gedicht „An meine Söhne“ das Wesen echten Mannes-tums entwickelte, das da gipfelt in ehrlicher eigener Arbeit, aber sich hütet vor dem „Carriere-machen“, das nicht mit dem „Pöbel aller Sorte“ um das goldene Kalb tanzt, sondern den Sinn des Lebens darin sieht, den eigenen Wert zu steigern.

Erholung von der Arbeit suchte Direktor Hajenclever auf dem heimatischen Rotten in Zurmühle im Eschbachtale. Nach dem Tode der Eltern hatte er den väterlichen Besitz geerbt, und nun ging sein Streben dahin, dieses Erbe nicht nur zu erhalten, sondern es zu vergrößern und zu vergrößern, um dies sein Kinderparadies auch seinen Kindern als Zufluchtsstätte dereinst übergeben zu können. Hier hatte er seine Blumen, hier pflanzte er, sein ausgeüht, besonders wertvolle Nadelholzarten, hier suchte er mit Kennermiene auch den Weihnachtsbaum aus. Gern begrüßte er hier auf eigenem Grund und Boden seine Kollegen in den Ferien als Gäste. Eine kleine Geschichte mag von seiner Liebe zu Zurmühle künden. Sein Pächter sagte einmal mit leisem Vorwurf zu ihm, daß er in Zurmühle all die schönen Blumen ziehe und doch wenig davon habe. Da antwortete ihm der Direktor: „Wenn ich in Schwelm bin, sehe ich dort die Blumen in Zurmühle blühen.“

Hier, in seiner Heimat, betätigte sich Direktor Hajenclever auch im Bergischen Waldbauverein, wo er als bester Kenner der Nadelhölzer wie auch als Redner sehr geschätzt war.

Denn es war nur zu natürlich, daß die großen Gaben des Direktors auch außerhalb der Schule eingepaant wurden. Sein Ideal war, daß die Schule auch für den weiten Kreis der Bürger geistiger Mittelpunkt sein sollte. Besonders in der Kriegszeit hat er an diesem Ziele gearbeitet und oft und oft die Bürger zur Feierstunde in die schöne Aula eingeladen. Und die Bürger kamen gern, die Aula ist stets überfüllt gewesen, wenn Direktor Hajenclever sprach. In mancher Feier hat er der Helden draußen gedacht, ihre Taten gefeiert und die Stimmung im Lande hoch zu halten gesucht. Er konnte umso eher zum Durchhalten aufrufen, als er selbst mit seiner Familie nur von den uns zugemessenen Einheiten lebte. In einer Rede, die er am Totensonntag 1915 in einer öffentlichen Feier in der Aula hielt, sagte er unter anderem folgendes:

„Heldentum ist im letzten Grunde Hingabe, Selbstaufopferung, ein Aufgehen in einer Aufgabe, die wir selbst oder andere uns gestellt haben. Immer wieder, in jedem Falle können wir wahres Heldentum auf diese Auffassung zurückführen, in diesem Sinne sind unsere selbstgegründeten Helden die wirklichen Brüder jener Führer der Menschheit, die wir bisher in stummer Bewunderung staunend verehrten. Wer so das Leben, sein Alles hingeben kann für die Aufgabe, die er zu lösen hat, der ist und bleibt ein Held, und dazu sind unsere Brüder, unsere Väter hunderttausendfältig fähig gewesen. Sie haben gekämpft nicht für persönlichen Vorteil, nicht um persönliches Unheil abzuwenden, nicht für persönliche Sicherheit; das wäre kein Opfer gewesen. Gaben austreten heißt noch nicht opfern, Schmerz leiden heißt noch nicht opfern, selbst sterben heißt noch nicht opfern, aber leiden, entbehren, sterben für andere heißt opfern, sich selbst hin-

geben für ein Großes, das da kommen will, heißt opfern. . . Wie sollen wir das nennen, dieses Gefühl, das sie stark macht, das sie zu solch heldenhaftem Tun befähigt? . . . Im Anfange des Krieges haben unsere Feinde dafür das Wort Militarismus geprägt; es sollte verächtlich, verabscheuungswürdig klingen, aber es ist allmählich zu einem Ehrenprädikat geworden. Man suchte dann nach einem andern Wort und fand „Organisation“. Man glaubte damit die rätselhafte Formel gefunden zu haben, die uns siegen läßt. . . Mir gefällt das Wort nicht, es hat für mich etwas Mechanisches, Schablonenmäßiges, Maschinenhaftes. Andere müssen ähnlich empfunden haben, so hat man eine neue Formel entdeckt, die zweifellos ansprechender ist. Man hat gesagt, wir siegen vermöge unseres Staatsgedankens. Siegen wir wirklich, weil der Staatsgedanke bei uns so kräftig entwickelt ist? O, er kann eine Macht werden, wenn er so jeden einzelnen durchdringt, wie wir es in diesem Kriege erstannt feststellen, wenn sich jeder einzelne so willig sein täglich Stück Brot zuteilen läßt, wenn er es so ohne Murren erträgt, daß ihm der Staat vorstreift, ob er Fleisch essen darf oder nicht, wenn jeder so willig dem Staate sein Kupfer, sein Nickel opfert und nichts sagt, wenn der Staat jeden Tag aufs neue anklopft und sagt: Ich verlange dein Geld, ich verlange dein Metall, ich verlange dein Kind, ich verlange dich selbst. Gewiß, dieser Staatsgedanke ist mächtig, unheimlich mächtig. Staat, was ist es? Kann man es sehen, kann man es greifen, kann dieser unheimliche Tyrann nicht uns alle vergewaltigen, kann er uns nicht alle geistig lahm legen? . . . Soweit ich sehe, steht eins fest, die große Aufgabe, die die Zukunft an uns stellt, heißt: Wie durchdringen sich diese beiden Gedanken, wie ist diese Allmacht des Staates mit persönlicher Freiheit zu vereinigen? Wie bleiben wir persönliche, festumrissene Einzelmenschen als Glieder unseres mächtvollen Staates? Mehr als je drängt sich heute das Bibelwort auf: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ . . .

So ist unser Direktor, Fröhliches und Ewiges sinnvoll verwebend, zum Kümder der besten Ideen der Zeit geworden.

Die Revolution 1919 fand den kerndeutschen Mann auf der rechten Seite. Und wieder trat er auf die Rednerbühne, um weitausschauend in die künftige Entwicklung an seinem Teile die Volksgenossen auf den rechten Weg zu leiten. Und es muß gesagt werden, daß mancher in dem Direktor den Leitstern für seine eigene Entscheidung bei der Wahl sah. Furchtlos, wenn es auch an Drohungen nicht gefehlt hat, stand er auf und sprach, und wenn er auch viele politische Gegner hatte, so war doch unter ihnen keiner, der in ihm nicht den mutigen, untadelhaften Menschen achtete. Aus dieser Zeit stammt die berühmte Rede über den Klassenkampf. Di-

rektor Hasenclever hat sie gehalten als Mitglied der Deutschen Volkspartei, aber er betont selbst gleich zu Anfang, daß er keinen auf das Programm der Partei verpflichten wolle, ja, daß er selbst nicht mit allem und jedem einverstanden sei. Er will nur als Deutscher reden. Die Rede ist in diesem Heft abgedruckt, aber es sei gestattet, hier auf einiges hinzuweisen. Der Redner stellt die Frage: Wer ist ein Arbeiter? und antwortet: Wie töricht ist doch die Trennung von Hand- und Kopfarbeiter! Als ob der Handarbeiter bei seiner Arbeit seinen Kopf nicht auch gewaltig anstrengen müsse. Und dann ruft er aus: „Ich verlange durchaus als Arbeiter gewertet zu werden. . . Wir haben in Deutschland gar schwer gesündigt, indem wir in törichter Ueberschätzung der intellektuellen Bildung diese allzusehr von der Praxis des Lebens und jeder körperlichen Betätigung losgelöst entwickelt haben.“ Und so verlangt er eine Durchdringung beider. Ja, klingt es nicht wie Hansjarenstöße einer neuen Zeit, wenn er den Internationalen entgegenruft: „Wahrer Patriotismus ist Sozialismus; das Kennzeichen des echten Sozialismus ist die Opferfähigkeit.“

Als Volksparteiler kam er auch in das Stadtparlament. Es ist nicht verwunderlich, daß Direktor Hasenclever sich hier nicht wohl gefühlt hat, ja, bald erkannte, daß nicht der gesunde Menschenverstand, sondern die Parteiparole regierte. Nach wenigen Monaten trat er mit seinen Parteigenossen zurück. Von nun an zog er sich mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück. Er war noch Mitglied der größeren Gemeindevertretung der evangelischen Kirche und eine kurze Zeit auch Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde. Besondere Freude machte ihm seine Tätigkeit im Vorstand des Vereins für wissenschaftliche Vorträge, dessen Mitbegründer er auch war. Hier konnte er auf Grund seiner reichen Velesehnheit mithelfen, die besten Redner auszusuchen, und gern sah er nach den Vorträgen noch in regem Gedankenaustausch mit dem Redner zusammen.

Dann kam der Umbruch. Manches von dem Gedankengut des Nationalsozialismus war schon ein Jahrzehnt vorher von Direktor Hasenclever durchdacht und ausgesprochen worden. Anderes war neu, und er studierte es eingehend. In einer Ansprache an die Schüler hat er diesen einmal klar zu machen versucht, daß Nationalsozialismus letzten Endes in der Pflichterfüllung gegen Gott, das Vaterland und die Volksgenossen besteht. Und er selbst hat das bis in die letzten Tage seines Lebens vorgelebt. Nur wer gesehen hat, wie er noch seinem sterbenden Körper Leistungen abrang, kann dies Heldentum eiserner Pflichterfüllung ermessen. 1932 brach die tödliche Krankheit bei ihm aus; er fand Genesung, so schien es, in Schömberg im Schwarzwald. Aber um Weihnachten 1934 trat ein Rückschlag ein. Bei der Beerdigung der Frau seines Pächters in Zurmühle erkältete er sich, und nun war die Krankheit nicht mehr zu hemmen. Der Verfall seines Körpers machte

furchtbare Fortschritte, aber trotzdem ging er noch jeden Tag, trotz aller Mahnungen von Kollegen, in die Schule und verließ seinen Dienst. Nach dem Abiturientenexamen kam er um Urlaub ein, er hoffte durch eine längere Ausspannung wieder zu Kräften zu kommen. Aber es war zu spät. Aus dem Sanatorium im Südbatz kehrte er nach wenigen Wochen zurück, um in der Heimat zu sterben.

In diesen letzten Tagen und Stunden erlangte seine Seele die edelste Reise: wenige Stunden vor seinem Tode sagte er seiner Gattin, daß er ohne Groll gegen jemand sterbe. Am 28. März 1935 hat er dann in den Mittagsstunden den letzten Atemzug getan.

An seiner Bahre standen die Familie, die Schule, die Stadt. Das Kollegium beklagte den Verlust nicht nur des tüchtigen Wissenschaftlers und hervorragenden Pädagogen, des wahren Führers und edlen Freundes, sondern auch des allzeit aufrechten, ehrenhaften deutschen Mannes. Die Stadtverwaltung rühmte das umfassende Wissen und Können des Anstaltsleiters von überragender Persönlichkeit, den Menschen von aufrechtem Charakter, offenem und ehrlichem Wesen und ausgeprägtem Gerechtigkeits Sinn und dankte ihm für seine aus großer Sachkenntnis geschöpften, wertvollen Ratschläge und Anregungen.

Schwelm hatte einen seiner bedeutendsten Männer verloren!

## Nachruf

Schwelmer Zeitung vom 29. März 1935

Es gibt wohl nur wenige, die nicht erschüttert waren, als gestern nachmittag die Kunde unsere Stadt durcheilte, daß Direktor Dr. Hasenclever nicht mehr unter den Lebenden weilt. War er doch im Leben unserer Stadt eine zu bekannte Persönlichkeit, zu der jeder, der ihn in seinem Wesen erkannt hatte, mit Hochachtung und Verehrung aufschaute und das mit Recht tat, denn nicht nur als Lehrer, als Leiter der größten Bildungsanstalt unserer Stadt, sondern auch durch seine außeramtliche Tätigkeit hat er fast zwei Jahrzehnte im kulturellen Leben unsers Gemeinwesens in vor-derster Reihe gestanden und ihm zeitweise sogar seinen Stempel aufgedrückt.

Direktor Hasenclevers Lebensgang ist immer ein Kampf gewesen, zunächst ein Kampf bis zur Erreichung seiner Stellung, dann das Ringen um die Ideen der Zeit, endlich der bittere und erschütternde Streit gegen die tödliche Krankheit. — Aus altem bergischen Schmiedegeschlecht entprossen, drängte es ihn, dessen Vater noch selbst am Amboss gestanden hatte, ein Lehrer des Volkes zu werden. Nachdem er das Seminar in Mörs besucht und einige Jahre im Volksschuldienst gewirkt hatte, setzte er sich als Mann noch einmal auf die Schulbank und machte nach eigener Vorbereitung das Abiturientenexamen, um nun die Universität zu besuchen. Vor allem in Marburg a. d. Lahn erhielt er von Professoren wie Vogt, Wrede, Viëtor und Weckler, aber auch in einem Freundeskreis gleichstrebender Kommilitonen wichtigste Anregungen. Hier sollte er auch seiner bergischen Heimat seinen ersten wissenschaftlichen Tribut in Gestalt seiner Doktordissertation über die Mundart von Wermelskirchen. Darin zeigte sich aber seine echte Volks- und Bodenverbundenheit, daß er sich die-

ser seiner Heimatprache nicht schämte, sondern sie, wenn er auf seinem Stütchen im Eichbachtal weilte, im Verkehr mit den benachbarten Bayern, Schmieden und Schleifern genau so brauchte wie diese. Mit einem vorzüglichen Staatsexamen verließ er 1905 die Universität, wurde in Hagen Oberlehrer und kam dann am 1. 4. 1911 nach Schwelm als Leiter des Lyzeums. Da auch die Stelle des Direktors des Realgymnasiums frei wurde, vertraute der Magistrat ihm zugleich die Leitung dieser Anstalt an, die er dann am 1. 10. 1911 allein übernahm.

Die Schwelmer Schule hat nicht immer einen guten Ruf gehabt. In der Umgegend war sie als „anplum peccatorum“ bekannt, als Anstalt, wo anderwärts gescheiterte Schülerexistenzen noch weiterkamen. Die Direktoren Gregorius und Wieienthal hatten in ihrer kurzen Tätigkeit in Schwelm zwar schon an der Hebung der Anstalt gearbeitet, aber erst unter Hasenclevers Leitung wurde dieser traurige Ruhm beseitigt, denn er stellte an Kollegium und Schüler wieder hohe Anforderungen. Und damit stieg auch der Ruf der Schule. Die Bedeutung derselben und ihres Direktors erkannte auch das Provinzial-Schulkollegium in Münster, indem es schon bald ein Seminar, eine Ausbildungsstätte für den philologischen Nachwuchs nach Schwelm verlegte und den Direktor zum Leiter desselben machte, ja ihn auch in die Prüfungskommission für die Referendare berief. Mit kurzer Unterbrechung haben Schule und Direktor diese Ehre bis auf den heutigen Tag inne gehabt. Dank seiner großen Belesenheit, seiner Entwicklung vom Volksschullehrer zum Lehrer an höheren Schulen und seinem hervorragenden Lehrgeschick konnten sich die Referendare keinen besseren Führer in ihrem Beruf wünschen. Sie haben

sich gern seiner Leitung anvertraut, und mancher von ihnen hat nach Jahren noch den Weg zu ihm gefunden, um sich Rat zu holen. Besonders haben sie seine philosophisch klaren und scharf geprägten Aphorismen geschätzt; noch zuletzt prägte er das Wort: Welche Lehrer man hat, ist Schicksal! Und er selbst hat es zutiefst erfahren. So war er dem jungen Nachwuchs ein rechter Wegbereiter.

In gleicher Weise haben die Schüler, besonders die der Oberklassen, den Segen seiner Wirksamkeit erfahren. Fast 25 Schülergenerationen sind durch seine Hand gegangen. Was er besonders erstrebte, war die freie Meinungsäußerung und die Verteidigung derselben, die Erziehung zum Eintreten für die eigene Ansicht. Mancher hat ihn in seiner Schülerzeit nicht verstanden, vielen ist erst, als sie im Leben standen, der Wert dieses Mannes aufgegangen. Mancher Abiturient wird der Abschiedsrede gedenken, die ihm der Direktor gehalten hat und die stets aus dem innersten Herzen gestaltet war. So rief er den von der Schulbank Scheidenden einmal das Rienhardwort zu: Sehne Dich und wandre! und erinnerte sie an eine der besten Eigenschaften der Deutschen, den uralten Wandertrieb, der zu Erfahrung, zu Erkenntnis der Welt und der Menschen führe. Hatte es ihn doch selbst in seinen besten Jahren hinausgezogen in das deutsche Land, zu den klassischen Stätten Thüringens, nach Frankreich, England und an die Küsten des Mittelmeers. Oder er stellte ihnen, die nun berufen waren, die Führer des Volkes zu werden, die hohe Form vor Augen, mit der Goethe das Wesen eines Führers faßt: Der kann sich manchen Wunsch gewähren, Der faßt sich selbst und seinem Willen leib; Allein wer andere wohl zu leiten strebt, Muß fähig sein, viel zu entbehren! und er nahm damit modernste Gedanken vorweg. Oder er gab ihnen in der schwankenden Zeit des Novemberkaates das Shakespeareswort aus dem Hamlet als Mahnung mit auf den Weg: Dies über alles, bleib Dir selber treu! und stellte damit das Wesen des echten Mannes heraus, der, wie er es auch bis an sein Ende selbst gehalten hat, tapfer zu seinem Worte steht.

Aber nicht nur auf die Schule konnte die Wirksamkeit dieses außerordentlichen Mannes beschränkt bleiben. Der Name Hajenclever bekam auch in der Bürgerchaft bald einen guten Klang und für viele bedeutete er ein Programm. So wurde er in der gewaltig gärenden Zeit nach dem Umsturz 1919 als Vertreter der Volkspartei in das Stadtparlament gewählt, und ebenso ist er, der auch ein tief religiöser Mann war, später lange Jahre Mitglied der Gemeindevertretung der evangelischen Gemeinde gewesen. Und wie oft hat er sonst, besonders in der Zeit der Spartakisten und Kommunisten, auf der Wilhelmshöhe und anderorten die nationalen Ideen entwickelt und vertreten, ohne dabei an seine persönliche Sicherheit zu denken. Auf einer Hausbesitzerversammlung sagte er einst in einem Vortrag, daß auch für den Staat das Gebot gälte:

Du sollst nicht fehlen!, was ihm eine Auflage durch den damaligen Landrat beim Oberpräsidenten eintrug. Er war überhaupt der beste Redner unserer Stadt. Mit dieser Gabe der freien Rede verstand er es, seinen originellen, geistvollen Gedanken eine edle Formulierung zu geben und damit doch eine Klarheit und Deutlichkeit zu verbinden, daß auch der einfachste seiner Zuhörer ihn verstand. Besonders gern lautete man ihm, wenn er, der begeisterte und begeisterte Patriot, über die vaterländischen Dinge sprach. Diese persönliche Hochschätzung wirkte sich natürlich auch wieder auf die Schule aus, die Zahl der Schüler wuchs und stieg in der besten Zeit auf etwa 400. Die Abtrennung Langerfelds, eine kurzfristige Schulpolitik der früheren Stadtverwaltung und die Not der Zeit haben die Zahl wieder sinken lassen.

Ein Bild seiner Gestalt wäre nicht vollständig, wenn man nicht seine Liebe zum Walde hineinbrächte. Er war nicht nur der beste Koniferenfrenner weit und breit, er versenkte sich auch so gern in das Geheimnis des deutschen Waldes und verstand es, feinsinnig darüber zu plaudern. Auf seinem Kotten im Eschbachtal hat er mit Vorliebe seltene Arten Nadelhölzer angepflanzt; und nicht Mergel um den materiellen Verlust, sondern Trauer um das mangelnde Verständnis für Waldeschönheit war es, was aus seinen Worten klang, wenn er erzählte, daß man Bäume beschädigt hatte.

Man hat dem Direktor einmal den Vorwurf gemacht, er sei nicht weltklug, und der Vorwurf besteht zu recht. Er hat nie seinen persönlichen Vorteil gesucht, er hat nicht zu den Rechnern und Klügern gehört, aber darum gehört er gerade als Vorbild in die neue Zeit hinein, die den gemeinen Nutzen vor den Eigennutz stellt.

Und dann kam der bittere Kampf gegen die Krankheit. Vor drei Jahren gelang es ihm, durch eine Kur noch einmal Heilung zu finden. Es war wohl nur scheinbar eine Heilung. Am Weihnachten brach das Siechtum mit erneuter Wucht über ihn herein, und wie ein Held hat er gegen den Bürger gekämpft. Mit einer schier unvorstellbaren Selbstzucht hat er seinem todkranken Körper noch Kräfte abgerungen, um seinen Dienst zu erfüllen. Er wollte nicht schwach werden. Man kann diesen Kampf nicht in Worte fassen, es ist fast etwas Heiliges um dieses Sterben.

Direktor Hajenclever ist nicht mehr, aber die Saat, die er gesät, ist gut, und sie wird aufgehen und fruchten. Und wahr wird werden, was er in den Tagen der Kraft seinen Primanern aus Longfellows „Lebenspsalm“ nahe zu bringen suchte:

Großer Männer Leben gemahnt uns wohl,  
Daß wir auch unser Leben heldlich machen  
Und scheidend im Sande der Zeit  
Fußspuren zurücklassen.  
Vielleicht erkennt sie ein Bruder,  
Der in des Lebens schweigender Wüste  
Den Pfad verlor, und neuer Mut  
Durchzieht seine Seele. Dr. B.

# Trauerfeierlichkeiten

## I.

Der stellvertretende Direktor, Oberstudienrat Bellingrodt, teilte den Schülern am nächsten Morgen den Tod des Direktors mit folgenden Worten mit:

Liebe Schüler! Ihr habt es schon gehört, aber ich muß es Euch auch der Ordnung gemäß mitteilen, daß gestern morgen Herr Direktor Hasenclever von uns gegangen ist.

Gedenket an Eure Lehrer, die Euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach!

Wie passen doch diese Worte auf unseren lieben Entschlafenen, Herrn Direktor Hasenclever. Wie oft hat er hier gestanden und Euch aus dem Worte Gottes vorgelesen. Und es war ihm Herzenssache, es war ihm Ernst damit. Denn er war ein gläubiger Christ und er hat Euch ein Christenleben vorgelebt, jodaß wir mit Recht sagen können: Folget seinem Beispiel nach! Unter Beten und Mehen zu Gott dem Allmächtigen ist er hinübergeschlummert, ist er eingegangen in die Ewigkeit, wo es kein Leid und keine Schmerzen mehr gibt.

Er war unser aller Freund, er liebte seine Schule und er liebte seine Schüler, und zwar jeden einzelnen. Er urteilte nicht kalt nach Können und Nichtkönnen, sondern sah den Menschen an, was er wert war. Und wo er helfen und Nachsicht üben konnte, und wo es etwas zu erdulden gab, da tat er es. Mit Liebe ist er dem einzelnen nachgegangen, und noch gestern auf seinem Sterbebette hat er an Euch gedacht und geäußert: „Ach, wenn doch alle versteht werden könnten!“ Es tat ihm selbst weh, wenn er strafen mußte, und, wenn es sein Gerechtigkeitsgefühl eben zuließ, vergab er geschehenes Unrecht. Auch uns Lehrern war er ein väterlicher

Freund, half uns und trat für uns ein, wo er nur konnte.

Er war unser Führer: Er hat der Schule seinen Stempel aufgedrückt. Fast 25 Jahre hat er die Schule mit sicherer Hand geleitet, hat sie in das neue Gebäude eingeführt, hat sie groß gemacht und zu Ansehen und Ehren gebracht. Er hat so oft gesagt, daß man das Erziehen nicht lernen könne, es müsse von Natur in einem stecken. Er war ein geborener Lehrer. Durch sein Vorbild erzog er Schüler und Lehrer. Wir haben voll Hochachtung und Liebe zu dem Manne aufgeschaut, der so nichts aus sich machte und der doch durch seine überragende Persönlichkeit ein großes Führertum an den Tag legte.

Und im Dienst für seinen ihm so ans Herz gewachsenen Beruf hat er sich aufgeopfert. Als die Krankheit kam, ist er dagegen angegangen, hat sich zwingen wollen durchzuhalten, um noch die 25 Jahre seines Schuldienstes voll zu machen, bis er sich eingestehen mußte: Die Krankheit ist stärker als ich; ich kann nicht mehr. Und noch in den letzten Stunden seines Lebens waren seine Gedanken auf die Schule gerichtet. Schüler und Lehrer tauchten vor seinem Auge auf und beschäftigten ihn noch in den letzten Augenblicken.

Liebe Schüler, wir haben viel verloren. Was man an einem Menschen gehabt hat, erkennt man leider meistens erst, wenn man ihn missen muß. Laßt uns nie vergessen, was wir alle, jeder einzelne unter uns, Herrn Direktor Hasenclever verdanken, und laßt uns ihm stets ein ehrendes Andenken in unserem Herzen bewahren und an seinem Sarge geloben, daß wir ihm nachzueifern wollen in Liebe, in echter Kameradschaft, in treuer Pflichterfüllung bis an unser Ende. Das wolle Gott!

## II.

### Bericht der Schwelmer Zeitung vom 2. April 1935

Die Erde fordert ihr Recht, die Stunde des Abschieds ist da. In der Abendstunde des Sonntags tritt die engere Familie noch einmal um den Sarg des Verewigten und Pastor Becker deutet dies Leben und Sterben auf Grund von Offenbarung Johannis 2, 10 b: Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben, und Römer 8, 38, 39: Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns

scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.

Dann kommen Lehrer und die Schüler der U I und tragen den Sarg durch den regenschweren Abend hinüber in die Aula.

Nun steht der tote Direktor noch einmal an der Stelle, von wo er so oft zu seinen Schülern, mahnend und ermunternd, gesprochen hat. Zu seinen Häupten ragt das Kreuz, das hier mehr als Symbol bedeutet. Der Sarg ist ganz von Kränzen bedeckt; das Kollegium, die Referendare des Jahres, die Schüler, das Lyzeum und

viele Freunde wollen ihm, der ihnen im Leben Leistern und Führer war, noch einmal danken. Und dann senken sich die Häupter, Pastor Becker spricht in dieser kleinen Trauergemeinde noch ein letztes Gebet. Das ist ein Augenblick, den die jungen Seelen nie vergessen werden.

Draußen schlagen die halbstock gesetzten Fahnen klatschend gegen die Wästen.

Am Montag morgen versammelte sich die große Gemeinde, Familie, Schule und Bürgerschaft in der stimmungsvoll geschmückten Aula. Tiefes ehrfürchtiges Schweigen lagert auf der Versammlung. Studienrat Werdes eröffnet die Feier mit Händels Präludium und Fuge F-moll. Und dann wird der lastende Bann gebrochen durch das gemeinsam gesungene Lied von dem Bewußtsein des ewigen Lebens durch den Todesüberwinder Jesus Christus. Jesus lebt! Nun ist der Tod mir der Eingang in das Leben. Pastor Becker betet den 90. Psalm und verliest das 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes. Und dann bekräftigt der Schülerchor noch einmal die Lebenshoffnung des Dahingehiedenen: Christus, der ist mein Leben. Nun hält Pastor Becker die Ansprache unter Zugrundelegung von 1. Kor. 15, 57: Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.

„Auf steiler Höhe in felsigem Grund stand eine Wettertanne. Hoch ragte sie mit ihren grünen erusten Zweigen über die niederen Tännlein hinaus, Schutz bietend, Wegweisend, gen Himmel zeigend. Da traf in dunkler Wetternacht ein jäher Blitz den Baum. Er neigte sich. Aber geborsten trohete er noch vier Jahre dem Sturmwind, mit letzter Kraft sich klammernd an den Fels. Da kam ein neues Wetter gebräut. Und die edle Tanne stürzte herab.“

Wir stehen am Sarge unseres lieben Vaters und Vaters, unseres Freundes, Führers und Vorbildes, des Herrn Oberstudiendirektors Dr. Max Hasencleber, dieser vom Wetter zerborstenen Edelkanne, den Gottes Ratichluß nach langem Siechtum von seinem Leiden erlöste.

Mit seinen Anverwandten trauern jegige und einstige Schüler, das Lehrerkollegium, die Elternschaft, die Bürgerschaft von Schwelm.

Es ist nicht meine Aufgabe, in dieser feierlichen Stunde ein getreues Lebensbild des Entschlafenen zu entwerfen, so reizvoll es wäre, dem beispiellosen Aufstieg des jungen bergischen Lehrers zu folgen, wie er aus altem bergischen Geschlechte stammend durch Gottes Gnade nicht nur der Lehrer dieser Anstalt, sondern überhaupt Schwelms geistig bedeutendster Mann geworden ist. Es wäre sicherlich verlockend, die einzelnen Seiten seines Wesens zu entfalten, von seiner fernhaften, oft edigen bergischen Art zu reden, von seinem Gerechtigkeitsfinn, seinem Fühlen für andere, seiner heißen Liebe zu Volk und Vaterland, zur Scholle und zur eigenen Familie, seiner Freude an allem echten Ringen und Kämpfen, seinem christlichen Bekennermut, und nicht zuletzt von seinen hohen Gaben und seiner meisterhaften Beredbarkeit.

Aber solch ein Rühmen wäre ihm selbst sehr zuwider. Was zurückgeblieben ist auf dieser Erde, ist nur ein armer zerfallener Leib, den wir heute in heimatische Erde betten wollen.

Dahin all das reiche Wissen, zerweht seine hohen Fähigkeiten, wie Staub im Winde, wie schmelzende Flocken.

Was am Schluß eines jeden Menschenlebens übrigbleibt, das ist — wir dürfen es getrost am Sarge dieses so überaus nüchternen Mannes sagen — ein armes Häuflein Menschenwesen, und darüber nichts als der Himmel mit seinen Wolken und die Gnade des ewigen Gottes.

Das ist unser aller Schicksal. Und darum zerreiht der Tod den Schleier jeden Hochmutes und jeder Einbildung und ist eine erschütternde Predigt: Gott, der Ewige, bleibt allein übrig. Wie können wir vor ihm bestehen?

Dennoch sei es mir vergönnt, zwei kleine Einzelzüge aus seinen letzten Stunden zu berichten.

Zunächst: Wie einen schwerverwundeten Krieger brachte ihn die treue Tochter nach Hanie, daß er in seiner Heimat stirbe. Tiefe Leidensfurchen zogen sich in sein Gesicht. So stand ich wenige Stunden vor seinem Heimgang bei ihm und betete mit ihm. Und als ich die ersten Worte aus dem Heidelberger Katechismus sagte: „daß ich, heides im Leben und im Sterben nicht mein, sondern meines getreuen Herrn Jesu Eigen bin“, da antwortete er: „Ja! Amen! Amen! Amen!“

Geläutert durch tiefes Leid, gegründet in Gottes Wort, ist ener Direktor, liebe Schüler, nicht bauend auf eigene Würdigkeit, sondern allein auf Christi Verdienst, in die Ewigkeit eingegangen.

Alsdann: Am Abend stand ich vor dem stillen Schläfer, dem Gott nach schwerem Kampf den Friedensfuß auf die müde, heiße Stirn gedrückt. Da sagte ich: ich möchte jetzt, daß jeder Lehrer und Schüler hier an meiner Stelle stände und ihn noch einmal sähe. Wir hätten ihm vieles, vieles an Gedanken, Worten und Werken abzu-bitten.

Er hat ausdrücklich gesagt, daß er jeden unter uns lieb gehabt und veröhnt aus dieser Welt scheide. Ja, sein Herzenswunsch war, daß jeder das Klassenziel erreichen möchte. Dabei hat er einzelne Schüler in großer Liebe noch besonders bei Namen genannt. Nun ist der Sarg geschlossen. Der Mund ist stumm. Er kann nicht mehr bitten: Tut Eure Pflicht! Kommt zur Andacht! Werdet aufrechte Menschen!

Diese Aufgabe des Bittens, Mahnens und Flehens bleibt jetzt nur noch den Lebenden.

Und von daher nehme ich mir als Diener an Worte, im Auftrage des ewigen Gottes, das Recht und die Freudigkeit, Euch dies teure Wort Gottes auszulegen: Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus!

Dies Wort stammt aus dem Munde des größten Soldaten Jesu Christi, aus dem Munde des Apostels Paulus, der die Sturmflagge des Kreuzes auf Golgatha von Stadt zu Stadt, von

Meer zu Meer trug, bis ihn das Beil des heidnischen Kaisers zu Rom enthauptete.

Die Frage: Was ist der Tod? ist ja so alt wie das Menschengeschlecht überhaupt. Dieses räthelhafte Verlöschen, dies grauenvolle Verwehen, dies Zu-Nichts-werden hat die Menschen immer schon erschüttert. Solange man jung ist, das Blut in den Adern kocht und das Leben spiegelglatt vor einem liegt, so lang versucht man über diese dunkle Nachtseite des Lebens fortzusehen. Für junge Menschen existiert der Tod einfach nicht. Man nimmt ihn hin als den Wintersturm, der alles Morische zerstört. Er ist das Erlöschen einer Kerze. Das Verflüchten von Wasser im Sande. Mehr nicht.

Aber damit ist die Menschheit nie zufrieden gewesen, mit dieser simplen Auffassung vom Tode. Die Menschheit hat geschrieben in Qual und Not nach der Lösung des Räthels Tod: Tod, was bist du? Tod, gib Antwort! Warum quälst du die Menschheit?

Und der Menschheit wurde eine ganz klare, einleuchtende Antwort zu teil:

Wie zwei feindliche Ritterheere kämpfen auf dieser Erde Licht und Finsternis, Gott und Satan zusammen, der ewige Schöpfer und die ewige Empörung. Die Welt ist also nicht ein Spielball der gesunden und der kranken Kräfte. Nein, hinter den Kulissen kämpfen die zwei letzten Gegner miteinander.

Der Tod aber, das ist das Gericht Gottes über den Abfall einer revolutionären Welt. Der Tod ist der Sünde Sold. Und dies Zornesgericht Gottes ergeht über alles Fleisch, das auf Erden ist, über der Bäume Pracht, der Könige Purpur und Hermelin, der Bettler Armut und der Weisen Bücherrwissen. Der Tod tanzt einen schauerlichen Reigen mit einem jeden.

Und wahrhaftig, die Welt wäre im Tode verloren — um mit unsern reformatorischen Vätern zu reden — wenn Gott sich nicht ihrer Erbarmung hätte.

Er sandte sein eigen Fleisch und Blut auf diese Erde. Christus, der eingeborene Sohn Gottes kämpfte am Kreuz von Golgatha mit Teufel, Sünde und Tod und überwand sie.

Solange die Auferstehung Jesu eine historische Tatsache ist, solange weiß die Menschheit, daß nicht der Satan, die Hölle, die Sünde, der Tod triumphieren, sondern Gott und das Leben den Siegestriumph feiern.

Seit jener Osternacht ist die Menschheit aufgerufen, für oder wider Gott Stellung zu nehmen. Du kannst nur stehen unter der Kreuzeshahne Jesu oder unter der Fahne des Widerchristes. Ein feiges Herumdücken, eine Neutralität gibt es nicht.

Paulus, der Soldat Jesu, weiß sich unter der Fahne des Siegers. Für ihn ist der Tod nicht nur das Zornesgericht Gottes, nein, der Triumphzug des schwerverwundeten Soldaten Jesu vor Gottes Thron. Darum bricht er angesichts der brennenden Fackeln in Nero's Gärten, angesichts des geronnenen Blutes im Sande der römischen Arena in den Ruf aus: Sieg! Sieg! Viktoria!

„Gott aber sei Dank, der uns, den Soldaten Jesu, den Sieg gegeben hat, durch Jesus Christus, unsern Herrn und Feldhauptmann!“

Heute am 1. April gedenken wir des Kanzlers Otto v. Bismarck. Es war in den sechziger Jahren, als Bismarck das berühmte Wort sprach: daß die deutsche Frage nur durch Blut und Eisen zu entscheiden sei. Da reiste ihm der König entgegen. Und Bismarck fragte ihn nur die Worte: „Et après, Sire?“ Und danach, Majestät? Sterben müssen wir alle, es kommt auf das Wie? an.

Einmal sind alle Fragen so einfach. Da gibt es vor der Pforte der Ewigkeit kein langes Überlegen mehr. Da steht alles auf der Schwertspitze: Ja oder nein? Hast du Teil am Kreuzesherr Jesu? Hat unser Feldhauptmann auch um dich gekämpft? Ja oder nein!

Dann antworte mit unserm teuren Entschlafenen: Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Christus!

Amen!“

Nach dem Gesang: „O Tod, wo ist dein Stachel nun? Wo ist dein Sieg, o Hölle“ ergreift Oberstudienrat Bellingrodt das Wort zur Gedächtnisrede:

„Er hatte sein Volk lieb und die Schule hat er uns erbauet“, so hieß es von dem Hauptmann zu Kapernaum, so steht es zu lesen auf dem Gedenkstein für den großen Pädagogen Fr. W. Dörpfeld in den Barmer Anlagen; und das Wort läßt sich auch, recht gedeutet, auf unsern lieben Entschlafenen, Herrn Direktor Hasenclever, anwenden. Wie Dörpfeld, war auch Hasenclever ein echtes Kind des bergischen Landes. Wo die Eisenhämmer stampfen und das von der derben Hand des rußgeschwärzten Schmiedeknechts gehaltene glühende Metall sich auf dem Amboss zur Senze oder zum Spaten formt, da ist seine Heimat, da ist er als Sproß einer alteingesessenen, angesehenen, weit verzweigten Familie aufgewachsen. Und diese Heimat mit ihren arbeitsamen Tälern, ihren bergischen Häusern, ihren Hammerteichen und ihren Wäldern, die liebte er mit allen Fasern seines Herzens. Und diese Sehnsucht nach der heimatlichen Scholle hat ihn Zeit seines Lebens nicht verlassen. In seinem Dienzimmer hängt ein großes Gemälde von Schloß Burg, das ihn auch in der Enge des Alltags immer an die Heimat erinnern sollte. Hier suchte und fand er Erholung von den Lasten des Berufs. Sein ganzer Stolz und seine Freude aber war sein von den Vätern ererbter, im Eighaus gelegener Besitz. Wie gern zeigte er Freunden und Bekannten seine Wälder und die Tannen, die er selbst dort angepflanzt hatte. Ja, der Wald hatte es ihm angetan, und wer seine Rede, die er hier seiner Zeit über den deutschen Wald gehalten hat, hörte, der konnte sich in ein Märchenland versetzt fühlen, so packend konnte er das Bild seines geliebten Waldes ausmalen. Und doch hat er sein Leben nicht in Naturschwärmereien erschöpft.

Wie er sich an dem Leben und Wachsen der Natur freute, so interessierte ihn auch das Leben

und Wachsen des Menschen von Kind an, und sein höchstes und schönstes Ziel war, hierbei Handlangerdienste tun zu dürfen. So wurde er Lehrer, und es zeigte sich bald, daß er nicht nur glühende Liebe, sondern auch größtes Geschick zu seinem Berufe besaß: Er war der geborene Lehrer. So kam es, daß er schon kurze Zeit nach Beendigung seiner Ausbildung, die ich hier übergehe, in führende Stellung und zwar hier nach Schwelm berufen wurde: am 1. 4. 1911 übernahm er die Leitung des Lyzeums, aber schon am 1. 7. desselben Jahres wurde er Direktor unseres Realgymnasiums, das kurz vorher zur Vollanstalt ausgebaut worden war. Aber nicht nur äußerlich erfüllte sich nun der zweite Teil des eingangs erwähnten Spruches, indem er mit seiner Schule aus dem jetzigen Rathaus in dies schöne neue Gebäude, zu dessen Plänen er manche Anregung gegeben hatte, übersiedeln konnte, sondern viel wichtiger war der innere Ausbau der Schule: Hier fand seine reiche pädagogische Begabung ein weites Feld der Betätigung. Es war nicht seine Art, erst einmal alles niederzureißen, um dann Neues aufzubauen. Er sagte damals bei seiner Amtsübernahme: „Ich gelobe heute, alles zu tun, was in meinen Kräften steht, um diese Schule dort, wohin sie meine tüchtigen Vorgänger und ihre Mitarbeiter gebracht haben, zu erhalten und sie womöglich auf dieser Bahn weiter zu führen.“ An die guten Ansätze, die er vorfand, knüpfte er an, und in ruhiger, aber stetiger Arbeit mußte er die vorhandenen Kräfte mit Energie, aber ohne zu verletzen, zu leiten und seinen Ideen dienstbar zu machen. Seinen Lehrern ließ er weitgehende Freiheit in der Gestaltung des Unterrichts, denn er vertrat den Standpunkt, daß jeder nur nach der seinem Wesen entsprechenden Methode erfolgreich arbeiten könne. Dabei setzte er bei jedem das gleiche, stark ausgeprägte Verantwortungsgefühl voraus, wie er selbst es besaß. Auch an die Schüler stellte er hohe Anforderungen, auch sie suchte er auf jede Weise zu selbständiger Arbeit bei eigener Verantwortung zu erziehen. Das war der Kern seiner Erziehungsmethode, durch die er der Schule während dieser 24 Jahre den Stempel aufgedrückt hat. Ob er dabei Erfolg gehabt hat? Die Folgezeit hat es erwiesen: Viele tüchtige Männer sind aus der Schule hervorgegangen und bekleiden führende Stellen im öffentlichen Leben. Das Ansehen der Schule, das in den früheren Jahren nicht immer makellos gewesen war, wuchs während seiner Aera. Die Schülerzahl nahm zu. Als dann durch die Folgeerscheinungen des Krieges und die allgemeine wirtschaftliche Lage der Schrumpfungszustand der höheren Schule einsetzte und, zum Teil durch die Eingemeindung Vangerfelds, die Schülerzahl erheblich abnahm, da war er besorgt um den Fortbestand seines Werkes, hat aber mit zäher Energie, wenn auch unter dem Opfer der Verringerung der Klassenzahl, die Erhaltung seiner Schule als Vollanstalt erkämpft. Mit Freude und Gerngung durfte er es noch erleben, daß durch den Umschwung auf politischem Gebiet und die größere Anzahl von Aufnahmen in die Sexta die Existenz unserer Schule heute gesichert erscheint.

Es würde zu weit führen, wollte ich schildern, wie er durch seine überragende Persönlichkeit auch auf anderen Gebieten Großes geleistet hat. Ich will nur an einiges Wenige erinnern: Mit der Liebe zur engeren Heimat verband er eine glühende Vaterlandsliebe. Und wie hat er während der Kriegszeit und später, als es von den damals Regierenden nicht mehr gern gesehen wurde, seine Zuhörer zu flammender Begeisterung für das Vaterland hinzureißen gewußt. Ueberhaupt in seinen Reden, die oft durch Paradoxien gewürzt waren und sich durch die Tiefe und Originalität ihrer Gedanken auszeichneten, kam ihm wohl keiner in der Stadt gleich. Am wenigsten Freude hat er vielleicht an seiner kurzen parlamentarischen Tätigkeit als Stadtverordneter gehabt. Mehr lag ihm seine Tätigkeit im Bildungsverein, im Verein für Heimatkunde und in der Vertretung der evangelischen Gemeinde.

Fragen wir uns nun, woher er die Kraft genommen hat zu so vielseitigem, erfolgreichem Schaffen, so müssen wir zunächst sagen: Er hatte als Erbgut von seinen Eltern einen gesunden Körper bekommen, der nur in den letzten Jahren durch die tüchtige Krankheit geschwächt war. War er auch nicht besonders kräftig, so war er doch von zäher Gesundheit. Es ist kaum vorgekommen, daß er krankheitshalber der Schule fernbleiben mußte. Und in dem gesunden Körper war eine gesunde Seele. Ganz außergewöhnliche Geisteskräfte machten ihm die Arbeit leicht und setzten ihn instand, selbst schwierige Aufgaben seines Berufs spielend zu lösen. Vor allem aber war es die innere Kraft, sein starker Gottesglaube, der ihn befähigte, im festen Vertrauen auf die Hilfe von oben sich für die als recht erkannten Ziele oder für die Wahrheit einzusetzen, und da ließ er sich durch nichts, durch keine Rücksichten und keine Drohungen beeinflussen. Er fühlte sich nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich und im Vertrauen darauf ging er unerschrocken seinen Weg. Dieser kindliche Glaube hat ihn nie verlassen und ihm seine letzten Stunden leicht gemacht.

Wir freuen uns, daß er im Frieden einschlafen durfte, und gönnen ihm seine Ruhe nach dem fleißigen Schaffen. Sein Andenken wird uns, Lehrern und Schülern, stets heilig sein. Und er, wenn er jetzt zu uns reden könnte, würde etwa sagen, was der Wandsbecker Bote einen selbigen Entschlafenen den Seinen in der Welt sagen läßt:

„Hier ist alles heilig, alles hehr!  
Und die kleinen Erdenfreunden,  
Und die kleinen Erdenleiden  
Kümmern uns nicht mehr.  
Doch wir denken hier an die da drüben,  
Denken hier an sie und lieben!“

Danach widmet Bürgermeister Dr. Peters im Namen des Schulausschusses dem Entschlafenen herzliche Worte des Dankes für seine überaus fruchtbare Tätigkeit an der Schwelmer Schule. Nach dem Liede: „Valeat will ich Dir geben“, dem von der Trauerversammlung gemeinsam gesprochenen Gebet des Herrn und dem

Segen tragen Mitglieder des Kollegiums den Sarg hinab zum Leichenwagen. Der Trauerzug hat sich formiert, voran die Schulfahne, die Schüler, das Kollegium und hinter dem Wagen die große Zahl derer, die dem Direktor die letzte Ehre erweisen wollen. Durch die Barmer- und Adolf-Hitler-Straße geht der Zug, an den Seiten stehen die Bürger. Schwelm grüßt zum letzten Male den scheidenden Direktor. In der Frankfurter Straße teilt sich der Zug der Schüler, und zwischen ihren Reihen fährt der Wagen langsam hindurch auf die Höhe nach der irdischen Heimat des Toten, nach Zurmühle im Eschbachtale.

Dort wollen die Nachbarn noch einmal den, der einst ihr Spielgefährte, dann ihr Freund und Berater war, unter sich haben. Und nachdem

auch dieser Abschied genommen ist, nachdem alle, denen Direktor Hasenclever im Leben etwas gewesen ist, ihn zum letzten Male begrüßt, ihm zum letzten Male gedankt haben für alle Beleh- rung, alle Freundschaft, alle Liebe, öffnet sich ihm das Tor des Friedhofs in Vermelskirchen, und er gibt zurück das, was die Heimaterde ihm zum Gehäuf der Seele geliebt hatte. Was vergänglich an Direktor Hasenclever war, ist dahin; aber der Tod, der Vernichter, triumphierte in diesem Sterben nur äußerlich, denn die Saat, die der Tote gesät, wird aufgehen, und Segenströme werden ausgehen von ihm in neue Schülergenerationen, wie es einer seiner letzten Referen- daren am Grabe aussprach, und neues Leben er- blühen.

Have, pia anima!

Dr. B.

## Rede über den Klassenkampf.

Gehalten am 31. Mai 1920 im Märkischen Hof zu Schwelm

Berehrte Damen und Herren! Sie haben in den letzten Wochen allzuviel von Politik ver- nommen. Deshalb möchte ich nicht als Politiker zu Ihnen sprechen, sondern nur als Mensch, wenn das in dieser politisch erregten Zeit mög- lich ist. Es muß in gewissem Maße möglich sein. Jedenfalls möchte ich nichts von einem Politiker wissen, der das Allgemeinmenschliche ausschaltet. Es bleibt dann nur das gänzlich verzerrte Welt- bild, wie man es durch die Parteibrille auf- nimmt. Von solchen Karrikaturen wird jeder in den letzten Wochen genug haben. Es ist erstaun- lich, wie wenige Menschen fähig sind, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind. Der naive Mensch glaubt gern, das sei sehr einfach. Die Welt muß natürlich so sein, wie er sie sieht, und wer sie anders sieht, ist entweder ein Dummkopf oder ein schlechter Kerl. Nun will ich durchaus nicht so unbescheiden sein und glauben, daß ich nun gerade die große Kunst des Richtigersehens be- säße. Meine Augen werden natürlich auch von meinem Hirn aus dirigiert. So kann ich nur veripre- chen, die Dinge möglichst objektiv darstellen zu wollen. Ich will deshalb auch gar nicht auf die einzelnen Paragraphen unseres Parteipro- gramms Bezug nehmen. Ich weiß auch gar nicht, ob ich jeden einzelnen Paragraphen rechtfertigen könnte. Jedenfalls bilde ich mir ein, den Geist des Programms zu beherrschen; denn er ent- spricht meinem ganzen geistigen Habitus so sehr, daß ich mich nur ehrlich selbst zu geben brauche, um als deutscher Volksparteiler zu sprechen. Und so mag es doch nicht ganz unzeit- gemäß zu sein, wenn ich heute einmal nur menschlich mit Ihnen reden will.

Wer in dieser entscheidungsschweren Zeit sich ein Thema wählt, hat allen Grund, einen wür- digen Gegenstand zu nehmen. Was mir beson- ders der Behandlung wert erscheint, sagt Ihnen das Thema des heutigen Abends: Klassen- kampff. Vielleicht darf ich auch „Klassenhaß“ da- für einsetzen. Können wir den überwinden, so werden alle materiellen Wunden des Krieges in wenigen Jahren schon vernarben. Ich habe eine so hohe Meinung vom deutschen Arbeiter, von deutscher Intelligenz, deutschem Fleiß und deut- scher Disziplin, daß wir im wirtschaftlichen Wett- kampf Sieger bleiben müssen, wenn wir diese Eigenschaften, die uns angeboren und in langer Kultur entwickelt sind, nicht bewußt brach legen wollen. Tatsächlich werden sie in erschreckendem Maße vernichtet durch den unseligen Klassenhaß. Können wir ihn nicht überwinden, so müssen wir alle zugrunde gehen und sehr rasch. Des- halb tut es not, daß jeder Stellung dazu nehme, auch bei der bevorstehenden Wahl.

Nun will ich keine süßliche Friedensspeiße blasen und Liebe um jeden Preis verlangen. Wenn man von mir verlangt, daß ich schlechtthin alles lieben soll, was da krecht und flucht, ohne Rücksicht darauf, ob es eine Tendenz zum Guten oder zum Bösen hat, so kann ich nicht mit. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß auch der Haß eine nicht nur berechnete, sondern sehr wertvolle ethische Qualität darstellt. Wenn uns jetzt die Franzosen mit immer neuem Haß verfolgen, können wir darauf nur mit Liebe antworten? Oder wenn die Engländer mit ihrer Blockade Kinder, Greise und Kranke millionenfach gemor- det haben und dabei ironisch erklären, es gibt

eben 20 Millionen Deutsche zuviel in der Welt, kann da unsere Antwort wiederum nur Liebe sein? Und die Schwarzen, die jetzt im bestetzten Gebiet unsere Frauen und Mädchen verfolgen, müssen wir sie nun auch liebend umschlingen und dabei den stillen Wunsch im Herzen tragen, sie aus lauter Liebe möglichst lange bei uns zu behalten? Ich glaube, unsere Volksgenossen auf der anderen Seite des Rheines werden dafür wenig dankbar sein. Nun könnte mir einer der unüberzeugbaren Pazifisten antworten, die christliche Ethik, von der du doch jedenfalls nicht abweichen willst, fordert: So dir jemand einen Streich gibt auf die rechte Backe, dem biete die andere auch dar, oder so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Soll das schlecht hin gelten auch für den Alltag des Lebens? Wer ist denn bisher zu christlicher Ethik durchgedrungen? Wohl kann ich mir Situationen vorstellen, wo diese hohe ethische Forderung der vollständigen Selbstentäußerung begreiflich wird. Aber man kann die Ideale nicht in den Staub des Alltags ziehen, ohne ihnen ihre eigentliche Kraft zu nehmen. Und wenn ich Beispiele anführen sollte von solchen, die die sittlichen Qualitäten unseres Volkes am reinsten und größten dargestellt haben, so würden Sie sehen, daß in ihnen Zorn und Haß ebenso aufgelodert sind wie glühende Liebe. Bismarck hat uns wiederholt bezeugt, daß nach seiner Lebensauffassung Liebe und Haß zusammen gehören wie Einatmen und Ausatmen. Ihm waren jene Weichlinge zuwider, die in leidend-lahmer Passivität keine Kraft des Hasses in sich entdecken können. Gewiß, höre ich schon den Chor der Pazifisten, diesen Bismarcktypus bekämpfen wir ja gerade. Nun, antworte ich, wer die ethischen Qualitäten Bismarcks bekämpft, der muß auch Luther bekämpfen, auch Friedrich den Großen, auch einen Freiherrn vom Stein, der muß einen jeden bekämpfen, der im tiefsten Wesen deutlich ist. Und wenn ich an das teuflische Friedensinstrument denke, das die Franzosen in fanatischer Verblendung ausgeheckt haben, so sind sie noch nicht überzeugend, daß pazifistische Professoren und Doktriniäre dem deutschen Volk seine Grundeigenschaften aus dem Herzen reißen können. Man täusche sich nicht. Das deutsche Volk steht auch heute seine wahren typischen Vertreter nicht in jenen Weichlingen, die auf jede Gemeinheit nur mit hündischer Schmeichelei und Kriecherei antworten können. Das Volk hat mit seinem Instinkt seine Helden gewählt, denen es die Wege zum Olymp hinaus sich nacharbeiten will. Sie tragen durchweg den Bismarckischen Typus, wenn sie auch nicht in Kürassierstiefeln auftreten. Die unverfälschte deutsche Volkseele kann sich nicht von ihnen abwenden, trotz allen süßen Giftes, das ihr in demokratischer Verpackung erst von den Feinden und in törichter Verblendung nun auch von allzuvielen Volksgenossen eingeträufelt wird.

Wenn ich nun den Haß ethisch richtig einschätzen will, muß ich natürlich sein Objekt ken-

nen, wie im entsprechenden Falle auch das der Liebe. Kann nun die größere oder geringere Hälfte aller Volksgenossen Gegenstand des Hasses sein, ist nicht damit schon ein Urteil gesprochen? Gewiß gibt es auch Fälle, wo ich den Volksgenossen, mit dem ich durch Bande des Blutes und taujendjähriger Kultur verbunden bin, hassen darf. Aber ein anderes ist es doch, wenn die eine Hälfte des Volkes die andere haßt. War es nicht das Schrecklichste, das uns im Augenblicke unserer Niederlage treffen konnte, als die eine Hälfte unseres Volkes aufjauchzte und in der Verblendung des Hasses frohlockend ausrief: Nun haben wir den Krieg gewonnen. Schon vorher war verkündet worden, daß ein vollständiger Sieg nicht im Interesse des deutschen Proletariats liegen würde. Nun, ich denke, inzwischen wird auch der Arbeiter bezweifeln, ob das Volk wirklich auf der ganzen Linie gesiegt hat. Der Blödeste muß heute unter fremdem Joch seufzend erkennen, wer gesiegt hat. Wie ganz anders hätten wir dem rachsüchtigen Feinde gegenüber ohne diesen Klassenhaß auftreten können! Ein durch Klassenkampf gespaltenes Volk kann keinen Krieg gewinnen, kann auch kein vom Kriege niedergelagertes Land wieder aufbauen.

Es war ein inhaltsschweres Wort, als unser Kaiser im August 14 ausrief: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche. Das war eines jeden Deutschen Gefühl. Aber allzu viele haben es unter dem Einfluß der Hungerblockade verloren. Wir wollen darüber nicht mehr rechten. Selbst der Richter mit seinem groben Paragraphendenken verzeiht, wenn der Hunger jemanden vom rechten Wege abbringt. Der Kaiser hat damals sicherlich nicht sagen wollen, es gibt keine Parteien mehr; das wäre zu töricht gewesen. Er wollte vielmehr sagen: In dieser kritischen Stunde muß jeder Parteihader zurücktreten, indem wir uns alle auf den allen Parteien gleich teuren Boden des Vaterlandes stellen. In demselben Sinne muß heute die Losung heißen: Ich kenne keine Klassen mehr, ich kenne nur noch Deutsche. Nun kann ich mir allerdings kein 60 Millionen-Volk vorstellen, in dem keine Klassenunterschiede wären. Wir haben der Traumbilder genug, und ich halte mich gern an die nüchterne Wirklichkeit. Jede größere Gemeinschaft muß Abstufungen zeigen, wenn sie lebensfähig bleiben will. Ohne solche Wertunterschiede haben wir kein Ziel, und ohne Ziele müssen wir versumpfen.

Aber was ist eine Klasse? Törichte Frage, mag man da denken. Jeder Schuljunge weiß, daß es vier Stände gibt: Adel, Geistlichkeit, Bürgerstand und Arbeiterstand. Aber haben wir denn überhaupt noch ein Recht, von vier Ständen zu sprechen? Wo ist die klassenbewußte Geißlichkeit? Das sind alte Ausdruckswörter, die nun längst in die Kumpelkammer gehören. Im Gegensatz zur französischen Revolution, die die alten Klassenunterschiede als unberechtigt hinstellte, wird heute das Klassenbewußtsein

künstlich gezüchtet. Wenn wir überhaupt noch von Ständen reden wollen, so könnten wir nach dem herrschenden Sprachgebrauch höchstens noch zwei unterscheiden. Daß aber auch diese Unterscheidung noch falsch ist, erkennt man schon daran, daß uns das richtige Wort dafür fehlt. Sollen wir etwa den 3. oder 4. Stand unterscheiden? Die bloße Zahl hat keinen Inhalt. Sollen wir Kapitalisten und Nichtkapitalisten sondern? Wer ist Kapitalist, derjenige, der etwas hat, oder der, der etwas haben will? Wieviel muß einer haben, um Kapitalist zu heißen? Sie sehen, diese Unterscheidung ist so unvernünftig wie die andere.

Aber reden wir nicht immer von Arbeitern und Bürgern, um damit die Wesen verschiedener Welten zu bezeichnen? Leider reden wir so. Wer ist denn Arbeiter? Sind wir nicht alle Arbeiter? Wie wenig Drohnen gibt es in Deutschland! Wie selten finden wir einen, der nicht arbeitet! Ich verlange durchaus, als Arbeiter gewertet zu werden. Wie töricht ist auch die Trennung von Kopf- und Handarbeitern! Es gibt keine bloßen Handarbeiter. Jeder richtige Handarbeiter hat seinen Kopf gewaltig anzustrengen, wenn er etwas leisten will. Wer vor einer Maschine steht, muß seinen ganzen geistigen Menschen in strenge Zucht nehmen, wenn er seinen Platz richtig ausfüllen will. Im selben Sinne sollte es auch keine reine Kopfarbeit geben. Hier haben wir in Deutschland gar schwer gesündigt, indem wir in törichter Ueberhäufung der intellektuellen Bildung diese allzuweh von der Praxis des Lebens und jeder körperlichen Betätigung losgelöst entwickelt haben. Wenn wir jetzt nach Arbeit unterrichtet verlangen, so liegt darin doch wohl die Erkenntnis von der Torheit jener Scheidung, die so selbstverständlich den Kopfarbeiter vom Handarbeiter trennt. Nun ist nichts gewonnen, wenn wir folgern wollten, der bisherige Handarbeiter soll nun auch Geistesarbeiter werden, etwa in der Volkshochschule, und der bisher nur intellektuell gebildete deutsche Schüler soll daneben auch manuell gefördert werden. Dieses Nebeneinander kann uns nicht helfen. Der Wert der neuen Erkenntnis liegt nur in der Verbindung beider Qualitäten.

Wenn wir denn alle Arbeiter sind, müssen wir nicht ebenso gut auch alle Bürger sein? Wer ist ein Bürger? Nun, der, der in einer Burg ist, der geborgen ist, der, um den sich der Schutzwall der städtischen oder staatlichen Gemeinschaft schlingt. So ist es äußerst töricht, nur von der einen Hälfte der Volksgenossen als von Bürgern zu sprechen. Selbstverständlich müssen alle aufgenommen werden in die durch gemeinsame Interessen, durch gemeinsame Kultur, durch gemeinsame Not und gemeinsames Glück gebildete Burg der Volksgemeinschaft.

Aber ist unsere Volksgemeinschaft, wenn nicht in Arbeiter und Bürger, so doch wenigstens gespalten in Sozialisten und Nichtsozialisten? Haben wir denn nicht damit das richtige Wort, haben wir nicht damit die beiden Stände be-

zeichnet, von denen man heute vernünftigerweise noch reden könnte? Nun, unter denen, die sich so laut Sozialisten nennen, sehe ich recht ausgedehnte kapitalistische Interessen und imperialistische Tendenzen. Wer ist denn ein Sozialist? Oswald Spengler hat uns daran erinnert, wie der von allen unseren Feinden am bittersten gehäßte alte preussische Staat einen Sozialismus gepflegt hat, wie er in der Geschichte aller Völker noch nicht in die Erscheinung getreten ist. Friedrich Wilhelm I. war ein Sozialist, auch Friedrich II., dessen ganzes Sein bezeugte, daß er der erste Diener seines Staates sein wollte. Auch Wilhelm I. gehört in diese Reihe. So hoffe ich auch, daß unter den Mitgliedern der deutschen Volkspartei viele echte Sozialisten sind. Ja, jeder, der den Geist dieser Partei begriffen hat und zur Darstellung bringen will, muß echter Sozialist sein. Wenn das Wort einen Sinn hat, so kann es nur der sein, daß der Sozialist sich bewußt ist, Glied und Träger eines Ganzen zu sein, nicht einer Klasse. Dieses Ganze kann in der Volksgemeinschaft eben nur das Volk sein.

Wir mögen nach den verschiedenen Kreisen, in denen jeder von uns steht, verschiedene Abstufungen dieses einzig echten Sozialismus unterscheiden. Im Familienkreise ist der Vater Sozialist, der das Wohl von Frau und Kindern über sein persönliches stellt. Am reinsten und schönsten aber ist wahrer Sozialismus immer in mütterlichem Sorgen und Mühen verkörpert gewesen. Die Mutter, die sich selbst ganz vergibt und aufgeht in unermüdlicher Sorge um das Wohl der Ihrigen, das ist die echte, reine, immer verehrungswürdige Sozialistin. Und sind die Kinder etwa auch schon Sozialisten? Sie sind es ganz naiv. Der Junge, der Kartoffeln schält, Botengänge besorgt oder Schuhe für die Hausgenossen putzt, das Mädchen, das den kleinen Bruder verwahrt oder der Mutter bei der Wäsche hilft, das sind wirklich Sozialisten, wenn sie auch keine Ahnung von ihrer großen Würde haben. Glückselig, wer in einem kinderreichen Hause aufwächst und so die beste soziale Schule durchmacht. Soll ich Ihnen jetzt auch noch an einem Beispiel zeigen, wie jeder von Ihnen sich als Glied einer Gemeinde sozial betätigt, oder doch betätigen sollte? Sie erlassen es mir gern. Viel bedeutender ist soziale Auffassung in der großen Volksgemeinschaft. Wahrer Patriotismus ist Sozialismus.

Wir haben überall als das Kennzeichen des echten Sozialismus die Fähigkeit gefunden, das eigene, persönliche Interesse mit Rücksicht auf ein größeres zurückzustellen, kurz, Opferfähigkeit. Daß solches Opfer gleich wieder zu größtem persönlichem Segen wird, ist das Geheimnis wahrer Lebenskunst. Wer sein Leben verliert, der wird es erhalten. In den Ketten des echten Sozialismus, d. h. der Opferfähigkeit, wird wahre Freiheit gefunden. Und jetzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch die Freiheit gewonnen sein. Wie viele haben im letzten Kriege in wahrer sozialer Auffassung ihr junges

Leben für das Wohl des Ganzen eingesetzt! Wie viele Arbeiter waren darunter, wie viele Junker und Offiziere! Das echte soziale Herz schlägt eben in jedem Kleide, nicht nur in der Arbeiterblutje.

Und der Klassenkampf? Die Klasse ist immer das Ganze. So ist es unverständlich, daß Millionen glauben können, Klassenkampf und Sozialismus wären zu vereinigen. Es sind die größten Gegensätze. Das eine schließt das andere aus. Wer Klassenhaß will, kann keinen Sozialismus wollen. Feuer und Wasser vertragen sich eben nicht. Wer Sozialist sein will, muß den Klassenkampf begraben. Das heißt aber durchaus nicht, den Kampf für seine Berufsinteressen aufgeben. Diesen Kampf kann unser Volk sehr wohl vertragen. Er ist auch vom ethischen Standpunkt aus durchaus berechtigt. Ein Industriestaat so wie der untrüge muß selbstverständlich eine Arbeiterpartei haben. Und jeder ist einfach verpflichtet, an seinem persönlichen Wohl zu arbeiten. Wer seine eigenen Interessen vernachlässigt, kann schließlich auch für das Ganze nichts mehr leisten. Dieses Verhältnis von Individualismus und Sozialismus müßte besser verstanden werden. Das eine kann und darf nicht ohne das andere sein. Der Sozialismus lehrt uns, daß die Vertretung der eigenen Interessen niemals dem Wohl des Ganzen zuwiderlaufen darf. Und der Individualismus lehrt, daß ein Ganzes nur gesund und wertvoll sein kann, wenn seine Einzelglieder gesund und lebendig bleiben. Das ist ein untrügliches Kriterium. So bedeuten die Adjektive liberal und sozial keinen Gegensatz, sondern notwendige Ergänzung. Das eine ist die Würze des andern. Wir müssen die Vertretung der Standes- und Berufsinteressen durchaus gelten lassen. Aber die wahren Standesinteressen werden nur da gepflegt, wo jeder persönliche Gewinn auch einen Gewinn für das Ganze bedeutet. Das leuchtet wieder ohne weiteres ein, wenn wir auf den kleinsten sozialen Organismus, den der Familie, blicken. Wie kommen wir nun praktisch aus der verkehrten Interessenvertretung heraus, die im Klassenkampf gipfelt? Das ist jedenfalls das große Problem des Tages. Und ich darf mit Genugtuung feststellen, daß gerade die deutsche Volkspartei zwei Wege weist, die uns helfen könnten. Den einen habe ich schon angedeutet, nämlich Ausbreitung des echten Sozialismus, jetzt technisch Arbeitsgemeinschaft genannt. Sie wissen, welche Verdienste sich der Abgeordnete Bögl er auf diesem Gebiete erworben hat. Nun bin ich nicht Parteimann genug, diesen Gedanken allein unserem Abgeordneten zuzuschreiben oder auch nur unserer Partei. Der Gedanke ist nicht neu, auch in allen Parteien verbreitet. Aber es kommt sehr darauf an, wer mit echter Wärme dafür eintritt.

Nun bin ich überzeugt, daß die Demokraten gerade das für sich in Anspruch nehmen. Sie haben tausendmal darauf hingewiesen, daß die große Hauptsünde der alten Nationalliberalen

darin bestand, daß sie die Arbeitsgemeinschaft ablehnten, daß sie mit Gewerkschaften nicht verhandeln wollten. Ich will gerne zugeben, daß hier wirklich gesündigt worden ist, wenn auch die Nationalliberalen durchaus nicht die allein Schuldigen waren. Der verhängnisvolle Irrtum, um den es sich hier handelt, ist auch in diesem Wahlkampf wieder allzu verbreitet, nämlich die Verwechslung der Ideen mit dem Träger derselben. Eine Idee, die ich für falsch halte, muß ich als wahrheitsjüchender Mensch mit aller Schärfe bekämpfen, nicht aber den Träger der Idee, den Menschen. Und wenn man die wirtschaftlichen Ideen derer, die sich mit Vorliebe Sozialisten nennen, bekämpfen muß, so war es und bleibt es auch durchaus unrecht und töricht, in diesen Ideen die Träger derselben, die Arbeiter zu verfolgen, indem man erklärte, mit solchen Menschen sehe ich mich nicht an einen Tisch. Daß sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer an denselben Tisch setzen müssen, um über das Gemeinwohl, was sie schaffen wollen, zu beraten, dürfte heute jedem selbstverständlich sein. Ein Arbeitgeber müßte ein Narr sein, wenn er als solcher gegen den Arbeiter auftreten könnte. Nach der Natur der Dinge müssen beide die gegenseitige Förderung im Auge haben. Sie müssen eine Gemeinschaft bilden, in der die Vertretung der gegenseitigen Interessen nur soweit berechtigt ist, wie die Gemeinschaft nicht gefährdet wird. Das ist der einzig vernünftige Sinn jeder Arbeitsgemeinschaft.

Haben nun die Demokraten gerade eine solche verwirklicht? Ich glaube nicht. Ihr Grundsatz besteht in der Praxis darin, durch sachlich ganz unbegründete, bloße Konzession einen Widerstreit zu lösen. Dadurch wird keine Gemeinschaft erzeugt. Der deutsche Arbeiter will nicht als ein ungezogenes Kind behandelt werden, dem man allerlei Unarten einfach nachsehen müßte, damit es für den Augenblick wieder still und zufrieden würde. Er will und soll gleichberechtigtes Mitglied der Gemeinschaft sein. Der Teil des Lohnes, der ihm für die gemeinsam erarbeiteten Güter zusteht, soll ihm voll und ganz werden. Wenn er aber diese Stellung für sich in Anspruch nimmt, so muß er sie auch der anderen Seite lassen. Nur aus solcher gegenseitigen Achtung kann eine Gemeinschaft hervorgehen. Und solche gegenseitige Achtung ist wieder der Ausdruck wahrer liberaler Auffassung. Denn was heißt liberal schließlich anders, als auch dem Gegner gerecht zu werden? Und daß viele Arbeiter auch den Standpunkt des Arbeitgebers würdigen können, dafür haben wir doch viele Beweise.

Nun dürfen wir nicht meinen, die „Arbeitsgemeinschaft“ habe es nur mit den großen Fabriken zu tun, an die Bögl er mit seinen Vorschlägen in erster Linie denkt. Sie muß vielmehr das ganze Volk durchdringen, sich in jedem kleinsten Kreise äußern. Gerade in diesen ist sie auch schon vielfach verwirklicht worden, trotz aller Klassenkampfsagitatoren. Die Gemeinsamkeit der Interessen wird eben im kleinsten Kreise

so deutlich, daß alle Klassenkampfsideen nicht wirken können, es müßte denn der Arbeiter ein Idiot sein. Ich habe in meiner Jugend unseren Lehrlingen genau so gut die Stiefel gepußt wie meinen Brüdern und Schwestern, ich habe mit dem Knecht an der Häckselbank gestanden und denselben Staub geschluckt, wir haben am selben Tisch gegessen und in jeder Weise dieselben Leiden und Freuden erfahren. Ich glaube, das dürfte man Arbeitsgemeinschaft nennen, auch Lebensgemeinschaft. Soll denn der Arbeiter im Arbeitgeber immer nur Hauptierinstinkte vermuten? So ist der Mensch nicht, kann auch nicht so sein. Sehen Sie sich die Unternehmer an; wie viele sind vor wenigen Jahren noch oder in der vorhergehenden Generation selbst Arbeitnehmer gewesen! Alle schlechten Eigenschaften sollen in den Menschen fahren, wenn er sich emporarbeitet? Solch törichte Vorstellungen können nur durch wahre Arbeitsgemeinschaft beseitigt werden. Das Dienstmädchen wird seinem natürlichen Empfinden nach willig seine Arbeit tun, wenn es auch die Hausfrau wirklich tätig sieht, nicht nur in Tändeleien scheinbar beschäftigt. Es will als voller Mensch gewertet werden, der auch ein Bedürfnis nach Sonne und menschlicher Teilnahme hat, Arbeitsgemeinschaft muß Lebensgemeinschaft werden.

Dies ist nicht durch äußerliche Gleichmacherei zu erreichen, kann aber einen Sinn nur haben, wenn sich jedes Glied der Gemeinschaft als voller Mensch fühlen kann, nicht nur nach der Arbeitszeit, sondern auch während derselben. Weshalb fallen denn die Lehren der Klassenkampfsagitatoren in der breiten Arbeiterschaft auf so fruchtbaren Boden? Zweifellos ist, auch von dieser Hecke abgesehen, ein durchaus berechtigtes Streben und Sehnen nach besseren Verhältnissen vorhanden. Was ist das letzte Grundes? Nun, das Bedürfnis, auch in der Fabrik Mensch zu sein, nicht nur Maschine.

Das ist's ja, was den Menschen zieret,  
Und dazu ward ihm der Verstand,  
Daß er im tiefsten Herzen spüret,  
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nun, dieses Menschenbedürfnis, im tiefsten Herzen zu spüren, was man mit seiner Hand schafft, ist bei allzuvielen nicht befriedigt worden. Ob es durch ein Betriebsrätegesetz befriedigt werden kann, mag sehr bezweifelt werden. Es muß befriedigt werden, wenn man eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft herstellen will. Daß das Verhältnis des Arbeiters zu seinem Werk, zu seinem Arbeitgeber in all zu vielen Fällen bloß in einer bestimmten Entlohnung bestand, war ungenügend. Wenn ich nur durch den materiellen Ertrag an meine Arbeit gebunden bin, so muß ich seelisch verhungern. Was läßt die Krankenschwester ihre schwere, entlagungsvolle Aufgabe Jahr um Jahr verrichten? Etwa der Lohn? Hier erkennen wir wohl am deutlichsten, wonach auch die Seele des modernen Arbeiters verlangt. Durch Klassenhaß muß sein Herz verdorren. Ein

von Klassenhaß getriebener Arbeiter ist nicht nur unfähig vor der Drehbank oder dem Amboss oder auf der Lokomotive, er ist auch unfähig zu wahrer Lebensfreude. Er kann nicht mit seiner Frau scherzen, wenn er von der Arbeit nach Hause kommt, kann auch nicht sein Kind auf den Knien reiten lassen und ihm ein Lied aus Kindertagen vorsingen. Wahre Arbeitsgemeinschaft vielmehr muß seine Seele weiten und sie aufnahmefähig machen auch für jede Lebensfreude. Haß dagegen muß wieder Haß wecken. Und wenn sich ihm auch einige aus höherer Menschlichkeit verschließen können, wenn andere aus Feigheit nicht offen zu hassen wagen, Haß weckt Haß so selbstverständlich, wie der Ball von der Wand zurückprallt, gegen die ich ihn werfe. Darum nicht Klassenhaß, sondern Arbeitsgemeinschaft.

Arbeitsgemeinschaft auch in dem großen Verbände des Volksganzen. Wenn diese bisher im weitlichen von dem politischen Parlament dargestellt wurde, so kann das für die Zukunft nicht mehr genügen. Soviel wenigstens müssen wir aus der jüngsten Geschichte unseres Parlamentarismus gelernt haben. Wie sehr wir an der Politisierung unseres Wirtschaftslebens krankten, muß nachherade ein Kind einsehen. Nicht Politisierung tut uns not, sondern Verständigung, Anerkennung auch des andern Standpunktes, liberale Gesinnung. Und wenn hier die Logik der Köpfe durch politische Voreingenommenheit verjagt, so muß uns die Logik der Tatjache helfen, die Logik, der man bei gemeinsamer Arbeit nicht widersprechen kann. Theoretische Logik, wie sie der theoriebegabte Deutsche und so besonders auch der deutsche Politiker in aller Schärfe und aller Enge vertritt, braucht eine Ergänzung in der Logik der Tatjachen. Und diese muß in der Kammer der Arbeit zur Entfaltung kommen. Dort müssen die verschiedenen Berufsgruppen lernen, wie sehr sie aufeinander angewiesen sind, und was sie gemeinsam wollen. Wenn auf der einen Seite wirklichkeitsfremde Theorien und politischer Fanatismus regieren, soll in der Kammer der Arbeit die nüchterne Wirklichkeit mit ihrer unwiderlegbaren Logik der Tatjachen den Ausschlag geben. So sehen wir, daß die beiden Forderungen des Tages, Arbeitsgemeinschaft und Kammer der Arbeit, aus derselben Grundwurzel stammen. Sie müssen uns helfen, den Klassenhaß zu überwinden und aus dem Elend unserer Tage heraus zu kommen.

Die Männer der Revolution haben uns glauben machen wollen, daß Bildung, allgemeine Volksbildung, allein uns retten könnte. Sie mögen darin nicht unrecht haben, es kommt nur darauf an, was man unter Bildung versteht. Jedenfalls ist das nicht Bildung, was sich nach Art des Brotkartensystems mehr oder minder gleichförmig austeilen ließe. Volkshochschulen, so wie man glaubt sie aus dem Boden stampfen zu können, werden keine Bildung fördern. Wahre Bildung will mühevoll erar-

beitet werden. Wer wirklich Verlangen danach hatte, konnte sie unter dem alten System vielleicht besser als heute erlangen. Und wenn der Leiter eines Volkshochschulverbandes neulich schrieb, daß die Volkshochschule gar nicht beabsichtigte, dem Arbeiter sein Ideal des Klassenkampfes zu nehmen, so zeigt er damit, daß er von wahrer Bildung gar keine Ahnung hat. Denn das Weien aller Bildung muß darin bestehen, daß sie den Klassenhaß beseitigt, daß sie in dem einzelnen den wahren Menschen herausarbeitet und ihn befähigt, auch in dem anderen trotz aller Verschiedenheit des Wissens oder der sozialen Stellung

in erster Linie den Menschen zu sehen, mit dem er einmal aller äußeren Vorteile bar vor einen höheren Richter treten wird.

Meine Damen und Herren! Ich stehe am Schlusse. Wie ich Ihnen eingangs versprach, habe ich versucht, Ihnen in schlichter Sachlichkeit zu zeigen, was die Stunde von uns verlangt. Ich weiß nicht, bei welcher Partei Sie die Erreichung der Ziele, die ich Ihnen zeigte, suchen werden. Vielleicht darf ich annehmen, daß die meisten von Ihnen diese Ziele anerkennen. Ich für mein Teil bin überzeugt, daß wir am ehesten dahin geführt werden durch die deutliche Volkspartei.

## Ethisches und Aesthetisches vom Walde

Vortrag des Oberstudiendirektors Dr. Hafenclever, Schwelm, anlässlich der Tagung der Arbeitsgemeinschaft der Bergischen Waldbauvereine auf Schloß Burg.

Das Thema klingt gelehrt, will aber, in schlichtes Deutsch übertragen, nur sagen, wie der Wald erfreut und gut macht. Das mag manchem simpel klingen; doch erinnere ich daran, daß Goethe im Vollgefühl seiner erdumfassenden und himmelstürmenden Kräfte kein anderes Gebet fand als dies eine: „Mach mich gut!“

Empfinden wir nicht alle ähnlich nach dem bescheidenen Maße unseres Vermögens? Steigt nicht auch aus unserer Seele täglich das Gebet auf: „Mach mich geschickt zum Tagwerk meiner Hände! Laß mich ein reines Gefäß sein für all die großen und kleinen Freuden des Tages!“

Nun möchte ich gleich zu Beginn meiner Ausführungen das Vorurteil zerstreuen, als wollte ich hier von Vergißmeinnicht und Himmelblau sprechen, wie es sentimental schwärmende Mädchen lieben. Ich weiß, ich spreche zu Männern, die es im harten Wirtschaftskampf mit Wirklichkeit zu tun haben. Sie sind heute durch unseren Wald geführt worden und haben gesehen, wie wir mit der harten Wirklichkeit ringen.

Es war wahrlich nicht leicht, auf unseren Heideköpfen wieder Wald zu schaffen, auf einem Boden, der durch jahrzehntelange Streunutzung ausgemergelt ist. Bitterste Wirklichkeit ist der Kampf mit all den Schädlingen, mit den Feinden des Waldes, die ein dicht bevölkertes Industriegebiet immer wieder hervorbringt. Graue Wirklichkeit ist auch das Rechnen um den Ertrag auf unserem armen Boden, wo wir im wesentlichen nur säen können, an eine Ernte aber nicht denken dürfen, wenn dazu noch das Finanzamt auch monatlich sein strenges Opfer verlangt. Also noch einmal: Ich spreche nicht zu geldgattigen, wirklichkeitsfremden, langlockigen Nesthuten, die in Waldparkwirtschaft tändeln. Die

Tändelkultur unserer Zeit hat uns auf zu vielen Gebieten ins Unglück gebracht. Ich möchte durchaus auf dem Gebiete der harten Wirklichkeit bleiben und habe doch bewußt mein Thema gewählt.

Es ist selbstverständlich, daß wir in unseren Sitzungen es vorwiegend mit der praktischen Waldwirtschaft zu tun haben. Aber wie der Sonntag zum Alltag gehört, wie der echte, arbeitschwere Alltag erst den rechten Sonntag schafft, wie der rechte Sonntag die ganze kommende Arbeitswoche durchleuchtet, so gehört das Gebiet des Schönen und Guten zur rechten Forstkultur.

Nun mag niemand von Ihnen leugnen, daß Waldschönheit zu den Lebenswirklichkeiten gehört. Aber ich muß gestehen, daß ich sehr skeptisch bin, wenn mir Redner oder Schriftsteller von Waldschönheit erzählen wollen; da möchte ich meistens rufen: „Wilde, Künstler, rede nicht!“ Vor einigen Tagen widerfuhr mir noch freundlicher Tadel, daß ich das Buch von v. Salisch über „Forstästhetik“ nicht kannte. Ich dachte im Stillen, das wird wieder eine blutleere, wirklichkeitsfremde, philosophische Abhandlung über das Schöne sein. Aber wie angenehm wurde ich enttäuscht, wieviel Schönes war mir entgangen, wieviel hatte ich halb unbewußt, nur oberflächlich, genossen! Nun wurde es lebendig; aus dem Unterbewußtsein stieg unendlich vieles auf, das ich auf längst vergessenen Wandertagen einmal gesehen, aber nicht geschaut hatte: Alleen, Wegkreuzungen, Waldränder, Waldwiesen, alte Bäume, fremde Hölzer, Baumgruppen, Duft, Blätterfall, Kronenrauschen. Von solchen und noch viel mehr Dingen spricht v. Salisch als wirklicher Beobachter, als Mann der Praxis,

als einer, der das nicht nur beobachtend, nachdenklich verarbeitet, sondern mit der Tiefe und Weite seiner Seele aufgefaßt und als echter Künstler wieder dargestellt hat. Als Hauptzeugen für die Wirklichkeit seiner Beobachtungen führt er immer wieder Goethe an. Goethe, dieser Allumfasser, kannte den Wald. Er lehrte so gern bei Förstern ein, so viele seiner Dichtungen sind im Walde entstanden.

Nun lassen Sie mich einmal kurz, an Dichtersworte anknüpfend, über Waldwirkungen sprechen. Es ist ja Dichterberuf, dem, was wir in der Tiefe unserer Seele empfinden, Ausdruck zu geben. Suche ich nun unter der großen Zahl unserer Dichter den, dessen Waldlieder das deutsche Volk in weitestem Umfange verstanden hat, so muß ich Eichendorff nennen. Eichendorff ist der Dichter des deutschen Waldes. Er hat recht aus der Tiefe der deutschen Volksseele gefragt: „Wer hat Dich, Du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Die Frage ist echte Waldwirkung. Wer in den Wald tritt, tritt in einen Dom, in ein Gotteshaus. So ist es tausendfach gesagt worden, und so wird es immer wieder empfunden. Wir werden aus dem Alltags herausgestellt; Ewigkeitskräfte umwehen uns. Im Wald empfinden wir erst recht: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Ein feinsinniger Schriftsteller unserer Tage (Scholz) sagt einmal, als er von der Wirkung großer Bauten spricht: „Nichts gibt uns die Ruhe wie der Stein.“ Das ist richtig beobachtet; doch möchte ich lieber sagen: „Nichts gibt unserer Seele die Ruhe wie der Wald.“ Nirgends finde ich mich, d. h. das Beste in mir, so rein wie im Walde. Wir brauchen ja alle dieses freundige Mutfassen, diese tiefe Aufmunterung zum Schaffen. Wir finden es im Wald. Dort geloben wir immer wieder in heiliger Stunde, unseren Idealen treu zu bleiben:

„Was wir still gelobt im Walde,  
Wollen's draußen ehrlich halten.“

Daselbe Thema schlägt Eichendorff in dem anderen, ebenso bekannten Liede an:

„O Täler weit, o Höhen!“

Da draußen lauft die geschäftige Welt, sie verwirrt uns, lenkt unseren Blick ab von dem eigentlichen Ziel; deshalb müssen wir ihr von Zeit zu Zeit entfliehen, um uns nicht selbst zu verlieren.

„Da steht im Wald geschrieben,  
Ein stilles, ernstes Wort,  
Vom rechten Tun und Lieben  
Und was der Menschen Hort.“

Wie richtig empfunden und wie trefflich gesagt! Der Wald soll uns nicht ein Mißl sein, in das wir uns retten, sondern uns zu dem rechten Tun und Lieben in der geschäftigen Welt geschickt machen. So soll das echte Waldempfinden nicht neben dem Alltag stehen. So mancher zieht sein Sonntagsempfinden mit dem Sonntagsrock aus, und am Montag haut er den Nach-

bar so gründlich übers Ohr, als ob kein Sonntag gewesen wäre. Das andächtige Schwärmen ist ja immer viel leichter als das Gutthandeln. Von diesem Schwärmen halte ich gar nicht viel, auch nichts von jeder Art Waldsentimentalität. Uniere Zeit ist nicht sentimental, und wir tun bitter unrecht, wenn wir uns aus der rauhen Wirklichkeit in sentimentales Waldesdunkel flüchten wollten. Vor Jahren sagte ich in einem kleinen Aufsatz über den Wald: „Hier kommen dem Geschäftsmann seine besten Gedanken.“ Darüber hat man vielfach gelacht und gespöttelt, als ob es ein Frevel wäre, im Walde an seinen Beruf zu denken. Ich meinte es damals durchaus ernst und meine es noch so. „Heilig sei Dir der Tag!“, mahnt Goethe, d. h. doch auch: Fasse Deinen Beruf mit ganzem sittlichen Ernste auf! Was Du bist, sei ganz! In Deinem Beruf arbeite aus tiefster Seele und ganzem Herzen! Aber empfinde auch, wenn Du so Dein Instrument spielst, die Harmonie des Gesamtkonzertes.“ Das soll der Wald lehren. So erst kannst Du tiefste, innere Befriedigung empfinden, der wir alle zustreben. Der Wald soll uns nicht vom Alltag abziehen, nicht ein ausgleichendes Gegengewicht gegen die Mühsal des Berufes sein. Er soll den Beruf adeln, ihm tiefsten inneren Sinn geben und damit die große Harmonie empfinden lassen mit allem, was auf deutschem Boden strebt und schafft.

Viele von Ihnen haben in den letzten Monaten das Jordbuch gelesen. Darin wird ausgeführt, daß die Berufsarbeit für die meisten Menschen nur den einen Sinn habe, die materielle Grundlage für ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen, d. h. also etwa, daß wir acht Stunden lang stumpfsinnig arbeiten, um in der übrigen Zeit des Tages Mensch zu sein. Das darf niemals deutsche Auffassung werden! Wir wollen Mensch im tiefsten Sinne auch in unserer Berufsarbeit bleiben und lehnen es ab, rechte Lebensfreude neben den Alltag des Berufes zu stellen. Hier liegt vielleicht das größte Problem unserer Zeit. Der Wald kann uns helfen, es in dem angedeuteten Sinn zu lösen.

Wenn ich den Kölner Dom recht fassen will, darf ich mich nicht auf den Platz davor stellen, ich muß Abstand gewinnen. Diesen Abstand braucht jeder, der sein Tun übersehen und für das Ganze einstellen will. Wir bringt diesen notwendigen Abstand von meinem Tun und Streben immer der Wald, und Ihnen wird es nicht anders gehen. „Wir müssen lauschen, wohin die heiligen Ströme wollen rauschen.“ Nun denken Sie an die große Industriebevölkerung der benachbarten Städte, wie sie die harte Wirklichkeit zu zehnstündiger Berufsarbeit zwingt, und wie sie an den Feiertagen von einem lärmenden Vergnügen zu einem anderen geheht wird. Wie not tut ihr der Wald, um dort in Stunden wenigstens zur Selbstbesinnung zu kommen. Dienst am Walde ist Volksdienst!

Doch was ich hier in ungesägten Worten andeuten kann, haben andere tiefer empfunden

und besser gesagt. Deshalb muß ich wieder ein Dichterwort anführen: „Dem deutschen Menschen sollen nirgends Bäume fehlen“, meint E. M. Arndt (der so oft von Ehringhausen auf das liebliche Tal hinabgeschaut hat, das Sie heute durchwandert haben). Er kannte die tiefsten Bedürfnisse des Menschen; und es ist ja keine Phrase, wenn wir vom deutschen Walde reden. Nicht als ob nur in Deutschland rechter Wald zu finden wäre, aber für uns Deutsche bedeutet der Wald mehr als für andere Völker. Nehmen wir aus unserer deutschen Kultur den Wald und die Wirkungen des Waldes, so nehmen wir das Herzstück. Das, was wir unübersetzbar deutsch „Gemüt“ nennen, wie ist es mit dem Walde verbunden! Unsere älteste Dichtung ist waldgeboren, das geheimnisvolle Raunen und Sehnen des deutschen Märchens wird immer und immer wieder im Walde lebendig. Täuschen Sie sich doch nicht! Sie sind ja gar nicht die hartgejotteten Männer der Praxis, des Geldverdienens, Handelns, Geschäftemachens. Ganz im Stillen suchen Sie ja auch nach der blauen Blume der Romantik, heute mehr denn je. Nun, und wo blüht sie? Im deutschen Walde. Dorthin führt nicht nur der deutsche Burich sein Lieb auf der Höhe des Lebens, wenn er im Jugendüberschwang nach den Sternen greift; dorthin führt auch der Großvater die Enkelkinder und wird für Stunden wieder jung mit ihnen an diesem Lebensborn. Ja, Arndt hat recht: „Dem deutschen Menschen dürfen nirgends Bäume fehlen!“

Wieviel kräftiger würde er das heute den Industriemenschen gegenüber betonen! Durchaus nicht nur dem Arbeiter, ebenso sehr auch dem Besitzenden, der in Gefahr steht, durch die Ueberrahme westlicher Zivilisation sein Bestes zu verlieren. Wir mögen jedem Hause die geeigneten Erzeugnisse der Technik, Vakuum-Reiniger, Bakterien-Zerstörer, Radio-Apparat u. a. geben, die deutsche Seele wird ewig hungern nach dem, was nur der Wald geben kann. Aus der Unruhe moderner Zivilisation wird sie immer wieder verlangen nach der großen Stille, wie sie nur der Wald in unsere Herzen hauchen kann.

Als Kind haben Sie alle die Liedstrophe lernen müssen: „Nun ruhen alle Wälder“, und als Sie Männer wurden, haben Sie alle einmal empfunden, welche Poesie, welcher Inhalt in dieser schlichten Zeile liegt. Genau so ist es mit der anderen: „Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel wunderbar.“ Der Wald gibt Ruhe, nach der wir uns alle aus dem hegenden Getriebe moderner Lebensführung sehnen. Der Wald allein gibt uns die Ruhe, in der wir wieder Kräfte sammeln zu neuem Handeln. Er läßt uns die tiefe, kräfteweckende Wirkung des Schweigens empfinden. Wir modernen Menschen reden zu viel, und es wird zu viel auf uns eingeredet; wir verlernen darüber, das Tiefste, Innerlichste schweigend auszutauschen. „Der

Wald steht schwarz und schweiget“, und von ihm muß etwas auf uns überströmen, das uns wieder so groß und stark macht, daß wir schweigen können. Hat nicht so Goethe auf der Höhe des Thüringer Waldes empfunden, als alles Hofgetriebe, all seine Interessen, sein Weiterleben von Schicksalen für Stunden wenigstens zur Ruhe kam, wie das unter ihm ausgebreitete Waldmeer am Abend still geworden war?:

„Über allen Gipfeln ist Ruh',  
In allen Wipfeln spürest Du  
kaum einen Hauch.  
Die Vögelin schweigen im Walde,  
Warte nur, balde  
Ruhest Du auch.“

Das war nicht ein sentimentales Spiel mit Todesgedanken. Goethe empfand hier tief das Einswerden mit dem All, seine innerste Verwandtschaft mit Baum und Strauch, nachdem alles, was der helle Tag vor sein Auge stellte, ihm entrückt war. Und dieses Einswerden mit dem All war ihm kein Abschneiden von der Welt, sondern ein Seelenbad, in dem ihm Kräfte wuchsen für neuen Kampf und Sieg. Wir sind nicht Goethe, aber wenn wir ihn verstehen, sind wir ihm verwandt. Und es ist nicht anmaßend, wenn wir unser kleines Erleben in ihm erkennen. Wer einen Sommerabend auf deutscher Waldeshöhe erlebt, in dessen Brust muß etwas einziehen von der Kraft des großen Schweigens, der großen Ruhe, nach der wir uns alle sehnen, die allein uns fähig macht zu neuem Werk.

Noch in einem andern Sinn gibt uns der Wald die Ruhe, die wir nervöse Menschen des 20. Jahrhunderts so sehr vermissen. Wie sehr ist unser Leben auf Erwerb eingestellt. Wir wollen auch das nicht sentimental beklagen, es ist einmal so und kann nach einem verlorenen Krieg nicht anders sein. Aber welche Gefahren liegen doch in diesem fortwährenden Säen und Ernten, diesem Einkaufen und Verkaufen, diesem Arbeiten und Lohnempfangen. Wie anders in der Forstwirtschaft! Der Forstwirt sät und weiß, die Ernte kommt erst, wenn seine Gebeine längst abbleicht sind. Er pflanzt und weiß nicht, wer den Baum einmal fällen wird. Das darf ihn auch nicht kümmern. Wie sehr fehlt uns solches Tun auf anderen Gebieten! Es gehört Ruhe, Seelenstärke dazu, sich so dem Leben gegenüber einzustellen, zu sagen: „Ich säe und frage nicht, wer ernten wird.“ All unser Tun wird durch die moderne Entwicklung mehr und mehr auf sofortige Wirkung eingestellt. In allen Tonarten hört man das Lied: „Heut ist heut“; oder die Predigt über den Text: „Laßt uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot.“ Der Wald weckt eine ganz andere Lebensauffassung. Der Wald steht, er ist wie der Staat, das Stehende, das Bleibende. Und so weckt er beste Staatsgesinnung. Wer ihn pflegt, kann kaum an einen persönlichen Nutzen denken; wer sich in ihn vertieft, bekommt den weiten Blick, der Jahrzehnte, Jahrhunderte vorwärts und

rückwärts überhaut. Gerade dieser weite Blick fehlt uns in unserer unhistorischen Zeit, und dadurch fehlt uns beste Staatsauffassung. Was in dieser Hinsicht der Wald bedeutet, ist in schlichter Schönheit von Geibel gesagt worden, der uns in einem seiner Gedichte mit einem alten Förster in den Wald führt, wo dieser sagt:

„Was uns freuet, uns zum Heil ward's gegründet von den Vätern,

Aber das ist unser Teil, daß wir pflanzen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand ist mir's oft, als hüt' ich Linde

Meinem Ahnherrn die Hand, jene meinem Kindeskinde.“

Gerade dieses Händereichen ist es, das wir wieder lernen müssen, wenn wir aus dem Glend unserer Tage erlöst werden wollen. Wir müssen nicht am Tag den Tag leben. Menschenwürde läßt im Tage Vergangenheit und Zukunft zusammenfassen.

Ich stehe am Schluß. In der kurzen Festansprache habe ich Dinge, die mir bedeutungsvoll erscheinen, nur andeuten können. Ich habe geipro-

chen von Kräften des Waldes, die neben der wirtschaftlichen Festmeterberechnung liegen. Diese letztere ist wichtig, sehr wichtig. Aber die ethischen Wirkungen des Waldes sind auch wichtig, besonders für unser Industriegebiet, an dessen Toren wir hier stehen. Wenn Sie bedenken, was es für die Millionen Menschen der benachbarten Großstädte bedeutet, daß wir hier den Wald hegen und pflegen, so gibt das unserm Tun wieder einen andern Schwung. Wenn wir mit unseren bescheidenen Kräften etwas leisten, so ist es nicht auf unseren engen Bezirk beschränkt, sondern strahlt aus in viele Menschen-seelen und schafft dort Werte, die wir gar nicht ermessen können. Der bergische Wald hat eine besondere Schönheit in der Verbindung mit den frischen Talwiesen und all den rauschenden Bächen und Bächen. Was ihm aber eine besonders wichtige Kraft verleiht, ist die Tatsache, daß er hier an den Grenzen des großen Industriegebietes rauscht. So müssen sich auch staatliche und Gemeindebehörden bewußt bleiben, was sie dem bergischen Walde schuldig sind. Wir aber als Waldsreunde, Forstleute, Waldbesitzer, an dieser historischen Stätte versammelt, wollen uns neue geloben, nicht müde zu werden in der Pflege des bergischen Waldes.

## Die Abiturienten während des Direktorats Dr. Hasenclever.

### Reifeprüfung 1912/Ostern

1. Blume, Paul
2. Döbninghaus, Max
3. Lohmann, Friedrich
4. Müller, Emil
5. Renz, Walter
6. Schmidt, Walter
7. Seelis, Wilhelm
8. Wiggers, Emil
9. Zimmermann, Paul

### Reifeprüfung 1913/Ostern

10. vom Hagen, Wilhelm
11. Kalthoff, Friedrich
12. Penke, Ludwig
13. Middelschulte, Wilhelm
14. Scherz, Hans

### Reifeprüfung 1914/Ostern

15. Branscheid, Karl
16. Brink, Herbert
17. Ebdinghaus, Erwin
18. Lünebrint, Eugen

### Reifeprüfung 1915/Ostern

19. van Delden, Erich
20. Harz, Erwin
21. Druhm, Fritz
22. Becker, Wilhelm
23. Diester, Hans
24. Erlbruch, Paul
25. Frielingsdorf, Paul
26. Rieth, Werner
27. Schulz, Ernst
28. Dicke, Herbert

### Notreifeprüfung 1915/Juni

29. Gerdes, Enno
30. Gerhard, Albano
31. Marisch, Christian
32. Schmidtman, Hans
33. Brechtel, Eugen

### Reifeprüfung 1917/Ostern

34. Klein, Werner
35. Müller, Albano
36. Döwinkel, Heinrich

37. Seelis, Heinrich

### Notreifeprüfung 1917/Juni

38. Buschmann, Hugo
39. Degenhardt, Walter
40. Falkenroth, Erich
41. Jürging, Otto
42. Lohre, Hermann
43. Schulz, Werner
44. Roswinkel, Walter

### Notreifeprüfung 1917/Herbst

45. Fuchs, Johannes
46. Springorum, Karl

### Notreifeprüfung 1918/Januar

47. Becker, Josef
48. Ganzler, Theodor
49. Siegert, Hugo

### Notreifeprüfung 1918/März

50. Diester, Helmut

**Notreiseprüfung 1918/Mai**

- 51. Bläsing, Walter
- 52. Greifenstein, Adolf
- 53. Hollkott, August

**Notreiseprüfung 1918/Juli**

- 54. Kreuzer, Kurt

**Notreiseprüfung 1918/Oktobor**

- 55. Fedder, Heinrich
- 56. Müller, Franz

**Notreiseprüfung 1918/Dezember**

- 57. Auerbach, Ludwig
- 58. Ganzler, August
- 59. Frankenberg, Karl
- 60. Wiewemann, Wilhelm

**Reiseprüfung 1919/Ostern**

- 61. Gerhardt, Adolf
- 62. Grote, Johannes

**Notreiseprüfung 1919/Juni**

- 63. Freitag, Johannes
- 64. Fürstenberg, Josef
- 65. Kleyböcker, Geora

**Notreiseprüfung 1919/Juni**

- 66. Hüttemann, Paul

**Notreiseprüfung 1919/September**

- 67. Janssen, Hans
- 68. Matthen, Hermann

**Notreiseprüfung 1919/Dezember**

- 69. Brinkmann, Friedrich
- 70. Hühne, Herbert
- 71. Löhrke, Ernst
- 72. Grote, Hermann
- 73. Stockert, Benedikt
- 74. Winkelfräter, Paul

**Reiseprüfung 1920/Ostern**

- 75. Borcherdina, Friedrich
- 76. Hajenack, Wilhelm
- 77. Laurenz, Emil
- 78. Zahrbach, Kurt

**Notreiseprüfung 1920/Juli**

- 79. Wortmann, Ernst

**Reiseprüfung 1921/Ostern**

- 80. Fischer, Paul
- 81. Griesing, Fritz
- 82. Hecker, Eduard
- 83. Hollkott, Wilhelm
- 84. Jendis, Rudolf
- 85. Kenfirchen, Paul
- 86. Niemer, Hans
- 87. Schnütgen, Antonius

**Reiseprüfung 1922/Ostern**

- 88. Dickel, Johanna
- 89. Giese, Kurt
- 90. Hoffmann, Fritz

- 91. Rüttemeyer, Wilhelm
- 92. Rührmann, Wilhelm
- 93. Offenbühl, Paul
- 94. Pantel, Theodor
- 95. Reuter, Werner
- 96. Sporkert, Karl

**Reiseprüfung 1923/Ostern**

- 97. Adam, Fritz
- 98. Barme, Berthold
- 99. Burmann, Anneliese
- 100. Crone, Elsie
- 101. Függe, Karl
- 102. Kluthe, Hans
- 103. Pluquett, Werner

**Reiseprüfung 1923/Herbst**

- 104. Baur, Hans
- 105. Sasse, Hans

**Reiseprüfung 1924/Ostern**

- 106. Dittmar, Friedrich
- 107. Flohr, Ernst
- 108. Hoffmann, Johannes
- 109. Kunz, Wilhelm
- 110. Offenbühl, Otto
- 111. Penderf, Hans
- 112. Schmeißing, Hans
- 113. Schulz, Hans

**Reiseprüfung 1924/Herbst**

- 114. Sasse, Alfred

**Reiseprüfung 1925/Ostern**

- 115. Barmeyer, Trude
- 116. Blume, Daniel
- 117. Hajenclever, Erhard
- 118. Kuhn, Walter
- 119. Müller, Artur
- 120. Dhwinkel, Werner
- 121. Ruska, Alfred
- 122. Scheib, Werner
- 123. Wendt, Fritz
- 124. Wendt, Lotte

**Reiseprüfung 1925/Herbst**

- 125. Opderbeck, Paul

**Reiseprüfung 1926/Ostern**

- 126. Bellingrodt, Hanspeter
- 127. Dicke, Paul
- 128. Eckhardt, Rudolf
- 129. Funke, Heinz
- 130. Kleffsch, Rudolf
- 131. Krägeloh, Bernd
- 132. Müller, Hilde
- 133. Rosendahl, Ernst
- 134. Stamm, Kurt
- 135. Utermann, Julius

**Reiseprüfung 1927/Ostern**

- 136. Deppe, Hubert
- 137. Dicke, Heinz
- 138. Griesing, Herbert
- 139. Hoffmann, Paul
- 140. Krull, Herbert
- 141. Pohnmann, Heinrich

- 142. Lutter, Friedrich
- 143. Müller, Hans
- 144. Müller, Ernst
- 145. Siepmann, Albert
- 146. Stappert, Ernst
- 147. Stolle, Ludwig
- 148. Wever, Gerd
- 149. Wolmerstädt, Kurt

**Reiseprüfung 1928/Ostern**

- 150. Benke, Josef
- 151. Breucker, Alice
- 152. Dittmar, Hans
- 153. Eggermann, Helmut
- 154. Fuhrmann, Ernst Adolf
- 155. Graf, Otto
- 156. Hajenclever, Edeltrut
- 157. Heute, Willi
- 158. Hümme, Friedrich
- 159. Jost, Theodor
- 160. Köhberg, Karl
- 161. Raffelsieper, Wilhelm
- 162. Ravenichlag, Kurt
- 163. Ronsdorf, Alfred
- 164. Schepper, Elisabeth
- 165. Schnütgen, Alfred
- 166. Schulte, Heinrich
- 167. Starke, Margarete
- 168. Wendt, Elsie
- 169. Wenstefeld, Lotte

**Reiseprüfung 1929/Ostern**

- 170. Bellingrodt, Wolfgang
- 171. Dreißer, Ilse
- 172. Fischer, Gertrud
- 173. Hardt, Albert
- 174. Hochgräfe, Helmut
- 175. Klevinghaus, Fritz
- 176. Lücken, Otto
- 177. Matthias, Emil
- 178. Möcker, Friedrich
- 179. Schwarz, Erika
- 180. Siepmann, Walter
- 181. Sievers, Christiane
- 182. Starke, Gottfried
- 183. Sternenberg, Gerda
- 184. Wöste, Theodor
- 185. Wolf, Karl
- 186. Zassenhaus, Herbert

**Reiseprüfung 1930/Ostern**

- 187. Conrädcl, Friedhelm
- 188. Dittmar, Engelsbert
- 189. Feldhaus, Herbert
- 190. Fischer, Hans
- 191. Freitag, August
- 192. Gaarmann, Horst
- 193. Hermann, Erich
- 194. Herz, Ruth
- 195. Hinzenberg, Lieselotte
- 196. Jöhren, Helmut
- 197. Klevinghaus, Johannes
- 198. Knoop, Gerhard
- 199. Marich, Hans
- 200. Müller, Heinrich

1984  
Stracke  
Adam

- 201. Boll, Walter
- 202. Schulte, Karl
- 203. te Reh, Erwin
- 204. Bittinghoff, Hans

**Reifeprüfung 1931/Ostern**

- 205. Arnsheld, Felix
- 206. Berg, Adolf
- 207. Becker, Georg
- 208. Dickershoff, Walter
- 209. Gleiß, Leo
- 210. Großbach, Grete
- 211. Hübemann, Werner
- 212. Kampmann, Werner
- 213. Koblhausen, Karl
- 214. Lausberg, Hans
- 215. Lehmann, Franz
- 216. Ruffing, Wilhelm
- 217. Sandweg, Karl
- 218. Sternenberg, Rolf
- 219. Triebler, Alwin
- 220. Warlemann, Karl
- 221. Wülffing, Helmut
- 222. Zimmer, Franz

**Reifeprüfung 1932/Ostern**

- 223. Benn, Ludwig
- 224. Coenen, Herbert
- 225. Dickershoff, Heinz
- 226. Eismann, Mathilde
- 227. Fey, Helmut
- 228. Fischer, Fritz
- 229. vom Hagen, Hans
- 230. Hanke, Hans
- 231. Harke, Heinz
- 232. Hemesath, Gertrud
- 233. Horn, Wilhelm
- 234. Jöhren, Marianne
- 235. Kampmann, Hans
- 236. Koblhausen, Rolf
- 237. Kottfieber, Robert
- 238. Kraft, Werner

- 239. Krug, Gerhard
- 240. Kruse, Heinrich
- 241. Küttemeyer, Martin
- 242. Lutter, Werner
- 243. Dehl, Heinrich
- 244. Piepenbring, August
- 245. Röllinghoff, Werner
- 246. Schepper, Friedrich
- 247. Sticht, Hermann
- 248. Stodert, Karl Heinrich
- 249. Tusch, Walter

**Reifeprüfung 1933/Ostern**

- 250. Albring, Werner
- 251. Bange, Hans
- 252. Bartram, Willi
- 253. Dahlhoff, Heinz
- 254. Dörnen, Ernst
- 255. Hammerichmidt, Willi
- 256. Hajenclever, Gertha
- 257. Henke, Ruth
- 258. Hösterey, Erich
- 259. Fischebeck, Irmgard
- 260. Jost, Hans
- 261. Karhausen, Helmut
- 262. Karsties, Willi
- 263. Kieselbach, Artur
- 264. Knöpel, Walter
- 265. Körthen, Wilhelm
- 266. Löhberg, Helmut
- 267. Müller, Ernst
- 268. Runge, Emmi
- 269. Schmidt, Wolfgang
- 270. Schnee, Helmut
- 271. Scholz, Paul
- 272. Sporket, Ernst
- 273. Vieregge, Heinz
- 274. Vollrath, Anneliese
- 275. Weber, Hermann
- 276. Weuftermann, Fritz
- 277. Wohlsahrt, Helmut

**Reifeprüfung 1934/Ostern**

- 278. Beckmannshagen, Ernst August
- 279. Bökenheide, Walter
- 280. Deckert, Johannes
- 281. Bedede, Heinz
- 282. Grawe, Wilhelm
- 283. Hefterberg, Friedrich
- 284. Heute, August
- 285. Homberg, Rudolf
- 286. Hösterey, Ernst
- 287. Klute, Walter
- 288. Lorenz, Erich
- 289. Münch, Heinrich
- 290. Piepenbring, Karl
- 291. Schäfer, Siegfried
- 292. Schnütgen, Werner
- 293. Schölling, Wilhelm
- 294. Vesper, Margarete
- 295. Weser, Johannes
- 296. Weber, Waldo
- 297. Wenner, Arnulf
- 298. Winkelsträter, Lieselotte
- 299. Zechlin, Wilhelm

**Reifeprüfung 1935/Ostern**

- 300. Becker, Bernhard
- 301. Biermann, Hermann
- 302. Cappel, Gustav
- 303. Kersting, Wilhelm
- 304. Koch, Hubert
- 305. Kreisfott, Hermann
- 306. Müller, Hans
- 307. Müller, Herbert
- 308. Renhoff, Rolf
- 309. Rölle, Walter
- 310. Reischop, Karl
- 311. Runte, Alfred
- 312. Steinmeck, Karl
- 313. Strub, Egon

**Von Direktor Dr. Hasenclever  
ausgebildete bzw. geprüfte Referendare**

**1914**

- 1. Berghoff, Josef
- 2. Demandt, Dr. Karl
- 3. Herbers, Dr. Karl
- 4. Rathe, Gustav
- 5. Rick, Ernst
- 6. Schneck, Friedrich
- 7. Utermann, Friedrich

**1919**

- 8. Biecker, Dr. Johannes
- 9. Gadenberg, Dr. Fritz
- 10. Koop, Dr. Theodor

**1919/20**

- 11. Michel, Dr. Jacob
- 12. Pläding, Karl

**1920**

- Herbers, Dr. Karl

**1921**

- 13. Frohne, Ignaz
- 14. Schmidt, Dr. Ernst\*
- 15. Guedecke, Berthold\*
- 16. Johannpeter, Dr. Wilhelm

**1922**

- 17. Schmidtmann, Walter
- 18. Stamm, Dr. Walter\*

**1930/31**

- 19. Frenking, Wilhelm
- 20. Galka, Walther
- 21. Gahne, Rudolf
- 22. Lehmann, Josef
- 23. Möller, Emil
- 24. Paul, Hermann
- 25. Verdun, Heinrich

26. Briding, Karl
27. Schmidt, Wilhelm
28. Schrage, Franz
29. Bürgermeister, Heinz

1931/32

30. Crone, Dr. Walter
31. Demandt, Dr. Theodor
32. Hünerhoff, Ernst
33. Hüjer, Dr. Willi
34. Nataszaf, Alfons
35. Rienhöfer, Wilh. Heinr.

36. Schorer, Dr. Hans
37. Sämer, Dr. Eduard
38. Veer, Wilhelm

1932/33

39. Baum, Dr. Hans
40. Bellingrodt, Hanspeter
41. Blesseohl, Paul
42. Boffen, Günther
43. Epe, Otto
44. Funke, Heinz
45. Gackebrecht, Emil

46. Lohmann, Wilhelm
47. Schmitz, Josef

1933/34

48. Kröpper, Theodor
49. Schäfer, Karl

1934/35

50. Ahmann, Johannes
51. Ermert, Rudolf
52. Lindenberg, Ulrich
53. Mertens, Dr. Eberhard
54. Schneider, Hans

Der Jahrgang 1914 zog bei Kriegsausbruch ins Feld. An die Schule zurück kehrte Dr. K. Herbers (1920).

Ein Stern hinter dem Namen bedeutet, daß der Betreffende nur zur Ablegung der pädagogischen Prüfung überwiesen wurde.